P. o. germ.
1555 kf

P. o. germ. 1555 kf
Wanderungen

Nro.
Leihbibliothek
von
E. Gugel
in
München,
... Nr. 18.

GESCHENK
FRESENIUS

Das Schicksal kündet die Ankunft des Rächers an!

Wanderungen

nach dem Schloße des Schreckens

oder

die unruhigen Nächte

---

keine Wundergeschichte
doch eine Erzählung
voll intreßanter Szennen.

Wien,
1803,
bey Christ. Pet. Rehms seel. Wittwe.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

GESCHENK
FRESENIUS

Wanderungen
nach
dem Schlosse des Schreckens
oder
die unruhigen Nächte.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

An dem Hofe des großen Gustavs befand sich unter den edlen Jünglingen, die sein Beyspiel und seine Vatergüte zu Größe und Würden erzog, auch ein junger Edelmann, Erich von Südenstern genannt. Seine Vorfahren waren reich an Glücksgütern und Ruhm gewesen, mancher der Söhne des Südensternischen Hauses hatte sein Leben zum Besten des Vaterlandes verblutet, und der, welchem das Schicksal gönnte, höheres Alter zu erreichen, hatte theils Narben genug aufzuweisen, theils nützte er durch Klugheit und rastlose Thätigkeit dem Vaterlande. Schon zu den Zeiten, als Gustav Wasa die Fessel seiner Brüder brach, standen tapfere Südensterne an seiner Seite, und kämpften für das Wohl ihres Volkes. Un-

glücksfälle und Aufopferungen hatten durch eine Reihe von Jahrhunderten zwar einen großen Theil des ehemahligen Vermögens schwinden gemacht, doch blieb Erichen, der nun außer einer jüngeren Schwester der letzte seiner Familie war, immer noch genug übrig, um seinem Stande gemäß leben zu können, und daß er der Einzige seyn werde, der von kühnen muthvollen Thaten entfernt bleibe, dieß widersprach deutlich der erhabene Muth, der aus seinem Auge strahlte, und das lebhafte Feuer, mit dem alle seine Hoffnungen begleitet waren. Die Natur hatte ihm eine liebenswürdige Bildung, einen geschärften Verstand, und ein Herz gegeben, das warm für Redlichkeit und Biedersinn schlug. Nur einen Fehler hatte sie begangen, da, leider der unglücklichen Folgen wegen, dieß ein Fehler genannt werden muß, sie gab ihm zu große Empfänglichkeit für schwärmerische Gefühle. Erichs Herz war weich wie Wachs, jeden Eindruckes fähig, nur dessen nicht, von seinen Begriffen von Redlichkeit abgebracht zu werden. Auch nur

der geringste Anschein von Kummer riß ihn in eben dem Grade zur Melancholie hin, als er bey freudigen Scenen mit vollem Herzen sich freuen konnte. Er war gerne heiter im Kreise seiner Freunde; aber es war ihm auch lieb, wenn er einsam seyn konnte, wo er sich ganz seinen schwärmerischen Ideen überließ. So schön diese Empfänglichkeit des Herzens auch für alle Dinge, die außer seinem Ich liegen, ist, eben so nachtheilig kann sie seyn, denn nur zu sehr weckt sie dann Kummer und Leidenschaften, und nicht immer lenkt der Verstand mit gleicher Stärke die Zügel, um die emporstrebenden Gefühle zu bändigen.

Erich war in der Blüthe seiner Jahre früh verwaist, und sich selbst überlassen. An Gustavs Hof suchte er sich zu seiner ferneren Bestimmung zu bilden, doch schlug er vor der Hand noch jede öffentliche Bedienstung aus, weil er mit sich selbst noch nicht einig geworden war, welchem Zweige der Staatsgeschäfte er sich widmen sollte.

Oft in einsamen Stunden fühlte er wohl, daß seinem Herzen etwas mangle, ohne sich noch die Leere erklären zu können, welche ihn oft ohne Ursache mißmuthig und unzufrieden machte, als endlich ein Zufall ihn mit seinen eigenen Gefühlen näher bekannt machte.

Er lernte ein Mädchen kennen, welche, da sie als Waise in einem Stifte erzogen worden war, nun ein Anverwandter, der Vaterstelle an ihr vertrat, an den Hof brachte, und die schöne Eulalia sehen, und lieben, war bey Erichen das Werk eines Augenblickes. Es war ein liebenswürdiges Geschöpf, begabt mit den holden Reitzen der Tugend vereinigte sie mit ihrer Anmuth auch die trefflichste Bildung, und schien ganz bestimmt zu seyn, das Glück eines edlen Mannes zu gründen.

Erich hatte noch nie geliebt, bisher waren diese Gefühle seinem Herzen zwar unbekannt geblieben, aber der Keim hiervon lag schon in seinem Innern verborgen, und

gedieh nun in Kürze zum mächtigen Stamme. So wie Erich mit Leidenschaft, mit ganzer Seele an allem hing, was einmahl Eindruck auf ihn gemacht hatte, so gab er sich nun auch ganz seiner Liebe dahin, aber er liebte hoffnungslos. Eulaliens Herz schien keine Empfänglichkeit für Liebe zu haben, und ihr Verwandter, unter dessen Leitung sie stand, war noch dazu wegen Familienverhältnissen Erichs Feind. Wie wenig Hoffnung mußte ihm also übrig bleiben? Er hatte auf Augenblicke die Wonne der Liebe kennen gelernt, eigentlich sie nur geahnet, und schon mußte er alle ihre Bitterkeit im vollen Maße empfinden. Vergebens suchte er sich von seiner Leidenschaft loszureißen; je mehr er sich bemühte, desto tiefer grub sie ihren Stachel in seine Brust. Er liebte leidenschaftlich gränzenlos.

Jahre lang trug er den nagenden Wurm in seinem Busen, hatte durch Aufopferungen aller Art sich Eulaliens Verwandten zum Freunde gemacht, als endlich so viele

Beweise von Anhänglichkeit und Treue auch auf das Herz des Mädchens Eindruck machten, und sie seine Liebe mit gleicher Empfindung zu erwiedern begann. Wer war glücklicher als Erich, wer könnte glücklicher seyn, da wahre edle Liebe des Menschen irdische Seligkeit ausmachet. Eulalia ersetzte nun durch ihre holde Zärtlichkeit ihm so vielfältig seine überstandenen Leiden. Jede Aussicht an Ruhm und Größe, selbst wenn er eine Krone hätte hoffen können, schwand unbemerkt dahin, nur das Glück der Liebe und Häuslichkeit wars, was nun auf Erichen hatte Eindruck machen können. Er sehnte sich nach dem Zeitpuncte, wo gänzlicher Besitz der Geliebten seine Wünsche krönen würde, und betrieb nun die Anstalten zur Verlobung.

Schon war alles bereitet, schon zählte Erich die Tage und Stunden, wo er die geliebte Gattinn an sein Herz drücken könnte, als eine Unpäßlichkeit Eulaliens das Ziel seiner Wünsche weiter hinausrückte. Diese Unpäßlichkeit schien ganz unbedeutend, und

schon war der leidenschaftlich Liebende eine Beute des Kummers. Gott! wie war ihm erst, als Eulalia zwar das Krankenbett nicht bestieg, aber immer mehr und mehr dahinsiechte, als deutlich ihre Lebenskräfte aufzehrten, und jede Bemühung der Ärzte fruchtlos blieb. Erich rang mit Verzweiflung, ja er wäre der Last seines Kummers unterlegen, wenn ihn nicht jenes zauberische Wesen, das oft so täuschend, und doch allein emporrichtend, den Sterblichen nicht nur bis zum Grabe begleitet, sondern ihn auch noch jenseits der Gruft selige Aussichten darstellt, wenn nicht Hoffnung ihn noch in etwas aufrecht erhalten hätte.

Schwermuth hielt ihn nun gänzlich umlagert. Oft wenn er an der Seite des Mädchens saß, diese gleich der Rose, an deren Stamm ein Wurm nagt, verblühend neben ihm verweilte, da blickte sein Auge gen Himmel — dort, dort! seufzte er, werden glücklichere Tage unser warten, dort wird dich nichts von mir trennen, in der Wohnung des

ewigen Friedens. So mußte die Hoffnung ihm selbst den Gedanken an Eulaliens Verlust wieder vernichtend machen, weil sie ihm ihren Besitz in besserer Zukunft verkündete.

Hunderte schleppen ihr Leben gleich einer eisernen Last daher, und sie schonend, schreitet der Tod vorüber, und spreitet seinen Arm gegen Opfer aus, deren Verlust gränzenlose Trauer zurückläßt. Eulaliens letzte Stunde nahte sich sichtbar mit starken Schritten. Nichts von Erichs Jammer, er war nur halb mehr am Leben; verblüht, wie die Sterbende, wankte er umher, denn er wachte stets an ihrem Lager, und so litt der Körper gleich stark mit dem Geiste. Nein, rief er, nein, so sollst du mir nicht entrissen werden! du sollst meine Gattinn seyn. Ich werde Witwer nach meiner Vermählung, aber heilig bleibe mir dein Andenken, und nie, nie will ich zu einer zweyten Verbindung schreiten. Das Band, das uns vereinigt, soll mir die theure Pflicht zurücklassen, nie die Rechte, die du dadurch erhältst, zu schmälern. Wenn du gleich nicht

mehr unter den Lebenden wandelst, so will ich mich doch stets als deinen Gatten betrachten, und meine Treue dir unverletzt erhalten. So sprach der schwärmerische Jüngling, ohne jene Gefühle, welche Zeit und Umstände in der Zukunft erregen würden, schon im voraus bestimmen zu können. Eulaliens matter Blick lächelte ihm sanft entgegen, und er brachte seinen Entschluß zu Stande, und ließ sich die Geliebte auf dem Todtenbette antrauen. Ein schmerzhafter Anblick, wie sie das sonst so beseligende Ja mit der traurigen Empfindung sprach, vielleicht in wenigen Stunden von dem losgerissen zu seyn, dem sie nun ewige Treue schwören sollte. Erich wiederholte seinen Eid, nie mehr sein Herz fremder Liebe zu öffnen.

Seit diesem Augenblicke waren seine Gefühle geändert. Er überließ sich nun nicht mehr gränzenloser Verzweiflung, sondern versank in stille Verschlossenheit. Er erwartete mit jedem Augenblicke Eulaliens Tod, den er sich nun nicht mehr so schrecklich dachte, son=

dern vielmehr als den ersten Schritt zur ewigen Widervereinigung ansah.

In seinen Armen endete sie gleich einem Lichte, das nach verzehrtem Oele langsam verlischt.

Doch es war nur Erichs kurze Standhaftigkeit. Der Anblick der verblichenen Geliebten erschütterte ihn auf das heftigste, und er überließ sich nun wieder ganz trostloser Trauer. Taub für das Zureden seiner Freunde, taub für jeden Trost, war nagende Schwermuth die einzige Empfindung seiner Brust. Er entsagte jedem Umgange, und beschloß in verborgener Einsamkeit sich dem Kummer über seinen Verlust zu überlassen, bis der Tod mitleidig genug seyn werde, ihn zur Wiedervereinigung zu rufen.

Da, wo die westliche Elbe über schroffe Klippen sich stürzet, war in der Mitte einer ungeheuren Waldung, vergraben zwischen grausen Felsenmassen, ein altes Schloß, der

Südensterne Stammhaus, lange nicht mehr von den Nachkommen bewohnt, denn die Natur schien alle ihre Macht aufgebothen zu haben, diesen Ort mit Schrecknissen zu erfüllen. Selten betrat des Wanderers Fußtritt eine Gegend, wo alles nur abschreckende Scenen darboth. Die tiefe Dunkelheit der Waldung, und die Höhe der Felsen begrub den Ort in ewige Nacht. Die alten geborstenen Mauern des Schlosses harmonirten ganz mit der Gegend, und unter den Landbewohnern gingen damahl der schaurigen Sagen viele von den unterirdischen Klüften des Gebäudes umher, daß es ja nahe und ferne niemand wagte in Zwielichten sich diesem Orte des Schreckens zu nahen.

Dahin beschloß Erich seinen Aufenthalt zu verlegen; hier wollte er gänzlich abgesondert von Menschen, nur seinem Grame um die verlorne Geliebte sich überlassen; selbst seine Schwester Isabelle wollte er nicht bey sich haben, sondern übergab sie der Obhut einer Matrone am Hofe, die eine weitschichtige

Anverwandte von ihnen war. Da er befürchten mußte, vielleicht von einigen seiner Freunde in seiner Freude, in seiner Einsamkeit gestört zu werden, so verschwieg er sorgfältig den Ort, wo er sich hinbegäbe. In einen metallenen Sarg hatte er Eulaliens Leichnam verwahrt; dieser stand neben ihm in dem Wagen, in dem er fortfuhr. Welch eine traurige Reise, welche kummervollen Tage bereitete er sich selbst durch seinen zu großen schwärmerischen Kummer?

Er langte nun in dem traurigen Aufenthalte an. Seit seiner früheren Jugend war er nicht hier gewesen, nur dunkel konnte er sich noch der Gegenstände erinnern; wie sehr freute er sich nun, den Ort so ganz mit seinen Gefühlen harmonierend zu finden. Die finstern Mauern, welche hie und da schon in traurige Ruinen versunken lagen, das Gekrächze der Eulen und Nachtvögel aus den Zinnen der Thürme, durch nichts gestöret, da ewige Todenstille in der finstern verlassenen Gegend herrschte, alles dieses war mit sei-

nen Gefühlen vollkommen übereinstimmend. Er betrat nun das innere Gebäude, und wählte sich die zu seinem Aufenthalte nöthigen Zimmer. Neben dem Gemache, das er zu seinem Schlafzimmer wählte, befand sich ein großer Saal, ehemahl hatte er in dem Gräuel verflossener Jahrhunderte zur Waffenkammer der Schloßbewohner gedient, nun erhielt er eine andere Bestimmung. Auf Erichs Befehl wurden die Ueberreste von Schildern und Rüstungen hinweggeschafft, die Wände mit schwarzen Tüchern behangen, und in kurzer Zeit erhob sich unter seiner Aufsicht in der Mitte des Saales ein Grabmahl von weißem Marmor, in welchem der Sarg mit Eulaliens Ueberresten ruhte. Nach ihrem Bildnisse hatte ein Künstler des Mädchens Gestalt treffend verfertiget, wie sie im Todesschlummer dahingesunken lag. Diese Statue zierte den obern Theil des Grabmahles. Hier war nun Erichs liebster Aufenthalt. Er hatte wenige Dienerschaft um sich, und diese mußte sich auch hierin nach dem Willen ihres

Herrn fügen, daß sie ja nicht die geringste Spur von Heiterkeit in seiner Gegenwart blicken ließen. Jedes freudige Lächeln, jeder Frohsinn war von seiner Nähe verbannt, und es schien, als ob er nach dem Beyspiele der Alten, dieses Gebäude zu einem Tempel der Trauer geweiht hätte. So lange es noch die Jahrszeit gestattete, so durchstreifte er die wilde waldige Gegend, und kehrte gewöhnlich erst gegen Abend nach dem Schlosse zurück, wo er nach einem kurzen Mahle den größten Theil der Nacht an Eulaliens Sarge zubrachte.

Als aber der Winter herannahte, als der rauhe Nordsturm es nicht mehr möglich machte, die beschneyte Waldung zu durchstreifen, da stellte sich zu Erichs Kummer auch tödtende Langeweile ein, und sein Leben begann ihm immer mehr und mehr zur Last zu werden. Mißmuthig und traurend schlich er den ganzen Tag von einem Gemache in das andere, sein Geist fand nirgends Nahrung, und versank endlich in eine Stumpfheit, die ihm selbst das zum Ekel machte, was ihn

noch einigermaßen hätte unterhalten können. Den größten Theil der Zeit brachte er nun am Grabmahle zu, aber auch da war seine anfangs so ergiebige Thränenquelle versiegt, und stumpfe Verschlossenheit hielt ihn umlagert.

Es war ein strenger harter Winter, der außerordentlich lange währte. Erich sehnte sich nach der Zeit, wo er wieder in der Gegend umherstreifen konnte, doch auch da konnte er sich wenig Zerstreuung versprechen, denn es war weit und breit kein Stein mehr, den er nicht kannte, so sehr hatte er schon die ganze Gegend durchgangen. Nichts ist quälender als Langeweile und Unthätigkeit, diese vermögen am ersten den Geist abzustumpfen, schaffen Stunden zu Ewigkeiten, und machen das Leben zu einer eisernen unerträglichen Last. So gings auch Erichen, dessen Unmuth mit jedem Tage einen höhern Grad erreichte.

Düster saß er einst in seinem Zimmer, außen brüllte der Nordwind, und heftiger Hagel schlug klirrend an das Fenster — da öffnete sich die Thüre, und hereintrat ein Fremder, in einen Mantel gehüllt, der ganz mit einer Kruste von Eis überzogen, bey jeder Bewegung zu brechen schien. Erich sah ihn befremdet an, denn er konnte des Eintretenden Gesicht nicht erkennen, das dieser so tief in eine Pelzmütze verwahrt hatte, daß man nur die Augen hervorblicken sah. Doch bald entriß dieser ihn seinem Zweifel; er warf die Pelzmütze und den Mantel von sich. Gottlob! daß ich dich gefunden habe, sprach er, und stürzte in Erichs Arme. Es war einer seiner ehemahligen Freunde, ein Jüngling, den er einer vorzüglichen Liebe gewürdiget hatte, der aber zu der Zeit, als der harte Schlag des Schicksals Erichen seine Geliebte entriß, in Geschäften in Deutschland abwesend gewesen war, und von dem Erich bisher nichts gehört hatte.

Der unvermuthete Anblick des ehemahl so

sehr geliebten Freundes verbreitete einen Strahl von Heiterkeit in Erichs Seele, derer er vorher nicht fähig gewesen war; er drückte ihn mit Inbrunst an sich, doch bald schwand dieser kleine Strahl von Freude wieder, und er sank schweigend auf seinen Stuhl zurück. Gott! wie du aussiehst, sprach Magnus, wie sehr haben dich Gram und Leiden entstellt.

Erich. Ja wohl, ja wohl!

Magnus. Wenn ich noch zurückdenke, wie alles des lebhaften Erichs sich freute; diese Wange, ehemahl rosig, ist nun hager, und mit einem Leichentuche umzogen; dieses Auge, das ehemahl so lebhaft leuchtete, ist nun verdüstert, und trübe von Thränen — wo ist nun der holde Junge, den alle in ihrem Zirkel so gerne sahen?

Erich. O höre auf von jenen Tagen der Vergangenheit, ihre Rückerinnerung macht mich sehr mißmuthig. Ja damahl — o Magnus! das waren Tage, da war mein Geist

heiter — o da war ich glücklich, so ganz glücklich — es war ein bloßer Traum.

Magnus. Beym Himmel! das Schicksal hat hart an dir gehandelt — dein Verlust —

Erich. O du kannst dessen Größe nicht bestimmen. Kaum einigemahle sahst du Eulalien.

Magnus. Zu früh verblühte diese Rose.

Erich. O nicht ihre Schönheit war's, das mich bezauberte, ihr Geist — Gott! welch eine erhabene Seele wohnte unter dieser Hülle. Diese kann ich dir nicht mehr begreiflich machen, aber ihre Gestalt — o komm, komm, ich werde dich in mein Heiligthum führen.

Er ergriff nun die Hand seines Freundes, und führte ihn nach dem Saale, wo das Grabmahl war. Der Anblick war für Magnus erschütternd, sowohl wegen dem Eindruck, den das hier aufgestellte Bild des Todes auf ihn machen mußte, als auch wegen

dem Gedanken, wie sehr dieser Gegenstand seinem Freunde nachtheilig seyn müsse. Er beschloß nun um so mehr, ihn dieser Lage zu entreißen, denn dieß war auch die eigentliche Absicht seiner Ankunft gewesen.

Erich lehnte sich an den Stufen des Sarkophages hin, lange war ihm nicht so wohl gewesen, in der Nähe eines theilnehmenden Freundes seinen Verlust betrauern zu können. Thränen traten in seine Augen, er sank an Magnus Brust, und erheiterte sein Herz mächtig dadurch, daß er seinen Klagen freyen Lauf ließ. Magnus bemühte sich nicht, ihn zu trösten, er wußte, wie wenig in einer solchen Stimmung Trost vermöge, er suchte eher durch Theilnahme das Herz des Traurenden zu gewinnen, und vereinte mit ihm seine Klagen.

Als Erich ruhiger geworden war, erinnerte ihn Magnus, und zwar bloß in der Absicht, um ihn vor der Hand von dem traurigen Orte zu entfernen, daß er, der bey so strenger Witterung gereiset sey, nun der Labung und Ruhe bedürfe. Er bedeutete Erich,

daß er, wenn es ihm anständig sey, einige Tage bey ihm bleiben werde.

Fünf Tage waren bald verstrichen. Magnus hatte sich so betragen, daß er Erichen nicht nur ganz unentbehrlich geworden war, sondern auch daß dieser nur mit Schaudern an jene quälende Leere gedachte, welche nach der Entfernung des Freundes seiner wieder warte. Auf sein Bitten blieb Magnus noch drey Tage, ohne sich die ganze Zeit über die Ursache seiner Reise herauszulassen.

Ich darf nicht länger mehr verweilen, sprach er endlich, als Erich ihn abermahl bath, seinen Aufenthalt bey ihm zu verlängern.

Erich. Was hindert dich hieran?

Magnus. Meine Pflicht. Doch ich habe dir ja, so lange ich bey dir bin, die Ursache meiner Reise noch nicht entdecket. Wisse also, daß auch ich, wenn nicht eben so große, doch auch nicht viel mindere Ursache zum Kummer habe, als du. Mir nahm der Tod mit dem letzten Bruder alle meine Freunde und Anverwandte. Ich bin nun gleichsam allein

auf der Welt, losgerissen von allem, das mir Freude machen könnte, da beschloß ich, meines Lebens überdrüßig, mich unter Gustavs Fahnen zu begeben.

Erich. Unter Gustavs Fahnen?

Magnus. Der Kern der schwedischen Krieger versammelt sich allgemein, und unter Anführung dieses erhabenen Helden seine Siege nach Deutschland zu tragen, und dort Ruhm und Ehre zu erwarten. Einen Gustav an der Spitze, o da kann es den tapfern Schweden an Nahrung für ihre Ruhmbegierde nicht fehlen. Alles, was nur Waffen tragen kann, strömt freywillig seinen Fahnen zu.

Erich. Welche Neuigkeit!

Magnus. Wo man nur hinblickt, sieht man bewaffnete Scharen voll Muth, voll Begierde einherziehen, kriegerischer Tumult und Musik tönt allenthalben, und schon häuft sich das fürchterlichste Ungewitter über Deutschlands Horizont. Auch ich nahm Dienste bey dem Heere, doch bevor ich mein Vaterland verlassen wollte, konnte ich der Begierde nicht wider-

streben, dich noch einmahl zu sehen, dich, der allein von allen meinen Freunden mir übrig geblieben wäre, wenn er nicht sich selbst aus meinen Armen losgerissen hätte.

Erich. Ach! zu großer Kummer befiel mich. —

Magnus. Ich werde diesen nie tadeln. Ja, wie ich hieher kam, wie ich die stille Einsamkeit, welche hier herrschet, gewahrte, da vereinigte sich mit den traurigen Gedanken, mich nun vielleicht auf immer von dir trennen zu müssen, auch der Wunsch, hier in deiner Nähe ein dir ähnliches Leben zu führen.

Erich. O Freund! wenn du das wolltest.

Magnus. Wahrhaftig, ich vermags nicht. Deine Lebensart harmonirt zwar mit den ersten heftigen Empfindungen des Kummers, aber diese Heftigkeit wird, wie du dieß selbst wissen wirst, doch in etwas von der Zeit gemildert, und dann wird diese Ödigkeit unerträglich. O mein Freund! wie sehr bedaure ich dich, du handelst ungerecht gegen dich und

deine Pflichten. Glaube ja nicht, daß ich deinen Gram tadle, das sey ferne von mir, aber du verdienst Vorwürfe. Wem gehört dein Leben? deinem Vaterlande. Diesem Kraft und Thätigkeit zu weihen, ist unsere Bestimmung, es ist Verbrechen, sich selbst des Kummers willen seinem Dienste zu entziehen. Hier bist du gleich einer unnützen Pflanze, da du sonst hättest herrliche Früchte tragen können. Du selbst leidest unendlich, du bist dir zur eigenen Qual, diese Unthätigkeit zehrt an deinem Geiste, macht diesen stumpf, da sie doch nicht vermögend ist, dem Körper zu schaden, und so schleppest du durch eine Reihe von Jahren dein Leben hin, das du endlich mit dem Vorwurfe enden mußt, dich selbst von der Kette menschlicher Gesellschaft losgerissen, und also keinen Anspruch auf ihr Bedauern zu haben, sondern vielmehr Verachtung zu verdienen.

Erich. O wie wehe thust du meinem Herzen.

Magnus. Ich will das nicht, ich will dir nur zeigen, wie unrecht du handelst.

Glaube mir, auch mir ist das Leben zur Last, aber ich fürchte nur solche Einsamkeit mehr als alles. Nützlich zu seyn ist unsere Bestimmung, und diese läßt sich mit der Sehnsucht nach dem Grabe am besten bey dem Stande des Krieges vereinigen. Da winken Ruhm und Ehre, da belebt uns der Gedanke, für's Vaterland sich aufzuopfern, und ein ehrenvoller Tod ist das Ziel, das unsere Leiden endet, und uns wieder mit den verlornen Lieben vereiniget.

Erich. Bey Gott! Magnus ich folge dir.

Magnus. Wie, du wolltest?

Erich. Deine Worte haben mich erschüttert. Wahrhaftig ich beginne mich selbst zu verachten. Ach! es fällt mir zwar schwer mich von Eulalien zu trennen.

Magnus. Von ihr trennst du dich nicht. Von ihrem Bilde nur, und dieß lebt ja weit lebhafter in deinem Herzen. O weihe dich dem Dienste des Vaterlandes, der schönste Lohn des edeln Bewußtseyns harret deiner. Mir

die Hand, Erich, die Hand zum schönsten Bunde. Mitsammen wollen wir den Gefahren entgegen gehen; der den andern fallen sieht, der bleibt des Gebliebenen Rächer, bis der Tod auch ihn zur Wiedervereinigung rufet. Sollte uns aber das Schicksal verschonen, sollte es uns bestimmt seyn, unter den Waffen zu ergrauen, je nun, wir können dieser Bestimmung nicht entgegen handeln, dann werden wir in späteren Tagen, wenn unser Blut kälter geworden ist, auch bessere Ruhe des Herzens erlangen, auf unsere früheren Tage wie auf einen bösen Traum zurückblicken, und mitsammen fortwandern, bis die Pilgerschaft sich endet.

Erich sank in die Arme seines Freundes, sie schwuren sich ewige Treue, und da Magnus nun nichts so sehr befürchtete, als einen Rückfall von Erichs Schwermuth, welcher dann leicht Reue erzeugen könnte, so betrieb er sogleich aufs thätigste alle Anstalten der Reise.

Er hatte seinen Zweck erreicht, denn

bloß um seinen Freund seiner schädlichen Unthätigkeit zu entreißen, um seine Besserung zu bewirken, welches nur allein durch Thätigkeit möglich war, hatte er die Reise zu ihm unternommen, und ihn nach und nach zu seinen Absichten vorbereitet. Erich hatte selbst nur zu gut das Quälende seiner Lage gefühlt, vorzüglich seit Magnus bey ihm war, und er nur mit Schaudern an den Gedanken dachte, sich von ihm trennen zu müssen. Er selbst arbeitete, um bald von dem ihm verhaßt gewordenen Aufenthalte wegzukommen. Er brachte nun alle seine Angelegenheiten so in Ordnung, als ob es gewiß wäre, daß er nie wieder zurückkommen würde; es war auch bey ihm zur fixen Idee geworden, bald im Schlachtgetümmel sein lästiges Daseyn ruhmvoll zu enden.

Der Tag der Abreise war nahe. Erich hatte die ganze Nacht bey Eulaliens Grabe zugebracht. Vergebens waren die Ermahnungen seines Freundes Magnus gewesen, der einen abermahligen Rückfall befürchtete. Erst

als die Mitternacht vorüber war, sank Erich an den Stufen des Sarges in einen Schlummer, welcher eine gänzliche Erschlaffung seiner Lebensgeister war, aber allmählich sanfter und erquickender wurde. Magnus blieb wach neben ihm. Jetzt brach der Morgen heran, und mit einer ungewöhnlichen Heiterkeit richtete sich Erich empor. Ich habe sie gesehen meine Eulalia, so sprach er, sie flößte mir Trost ein, sie verwieß mir meinen zu großen Kummer, und ermahnte mich zur Thätigkeit. Magnus freute sich dieses günstigen Traumbildes, und ermahnte seinen Freund, nun ja keinen Augenblick länger zu säumen, indem es für ihn selbst höchste Zeit sey, auf dem Sammelplatze der Truppen zu erscheinen.

Sie bestiegen nun ihre Kalesche, und verließen das Schloß mit dem herzlichen Wunsche des theilnehmenden Magnus, selbes nie mehr, oder doch mit freudigeren Gesinnungen betreten zu können.

Da sie nirgends lange verweilten, und ununterbrochen ihre Reise fortsetzten, so er-

reichten sie bald den Sammelplatz. Der erhabene Gustav war bereits gegenwärtig seine Truppen zu mustern, als Magnus, nachdem er vorher mit den ihn liebenden Fürsten gesprochen hatte, ihm Erichen vorstellte. Dieser wurde sehr gnädig aufgenommen; und da Gustav wohl einsah, daß Aufmunterung allein es möglich mache, Erichen wieder zum nützlichen Gliede menschlicher Gesellschaft zu schaffen, so gab er ihm und seinem Freunde Magnus zugleich die Anführung eines Fähnleins Reiter. Erich machte nun die ersten Tage sich mit seiner Bestimmung näher bekannt, er übte seine Krieger, und gewann sich bald durch seine Leutseligkeit deren gänzliche Liebe.

Jetzt endlich führte Gustav sein Heer nach Deutschland. Wie die Wolken des Sturmes einherziehen, und Verheerung verkünden, so nahten sich auch diese furchtbaren Feinde den deutschen Gefilden. Ruhm und Sieg ging ihnen vor. Bald hatten die Schweden die In-

sel Rügen in ihrer Gewalt, und eroberten Stettin. Mit unglaublicher Geschwindigkeit eroberten sie, unerachtet der großen Strenge des Winters, Halberg und Frankfurt an der Oder. Doch wir liefern keine Geschichte des Krieges, und vermeiden, so viel möglich ist, jede ähnliche Scene. Genug, Erich und Magnus hatten sich jenes Vertrauens, welches Gustav gleich anfangs in sie gesetzt hatte, vollkommen würdig gemacht. Sie zeichneten sich durch Muth und Tapferkeit vorzüglich aus. Wo nur irgend eine gefahrvolle Unternehmung vorhanden war, da boten sie sich an, und der Erfolg entsprach stets ihrer Bemühung. Der Tod schien ihrer zu schonen, mitten im Schlachtgewühle mähte er rings um sie her seine Opfer, nur sie blieben verschont, und ernteten Ruhm und Ehre.

In der Schlacht bey Leipzig war's, als Erich und Magnus einen der gefährlichsten Posten enthielten, und abermahl neue Beweise von ihrem Muthe gaben. Tilly bot hier alle seine Kräfte auf, den Sieg zu erringen,

aber er fand einen eisernen unbesiegbaren Muth bey den Schweden. Eine Batterie der Deutschen mußte bestürmt werden, Erich und Magnus erhielten den Auftrag hiezu. Sie ließen absitzen, und das feindliche Feuer nicht scheuend, eilten sie dem Orte ihrer Bestimmung entgegen. Schon waren sie unter dem Schusse der Kanonen, schon waren sie handgemeng mit den Vertheidigern des Geschützes, als eine Kugel durch die Luft pfiff, und Magnus mit einem lauten Schrey zu den Füßen seines Freundes stürzte. Gott! mein Magnus, rief dieser, und beugte sich über ihn herab, aber schon war der Unglückliche verblichen. Ein kleines Stückchen Bley hatte allen seinen schönen Hoffnungen so schnell ein Ende gemacht. Erich durfte nicht länger bey seinem Freunde verweilen, sein Schmerz ging schnell in Begierde nach Rache über. Auf, auf, rächet den Tod unsers Bruders! rief er den Soldaten zu, und gleich wüthenden Löwen drangen sie nun in die Feinde ein, welche dieser Wuth nicht widerstehen konnten, und zurück-

wichen. Erich kannte nun nur den Gedanken an Rache. Wüthend verfolgte er die Fliehenden, und schwur keines zu schonen, den sein Schwert erreichen könnte. Es war der Anführer jener Truppe, welche die Batterie vertheidiget hatte, der nun mit gleichem Muthe seine fliehenden Leute in Ordnung zu bringen suchte. Es gelang ihm, und ein neues Gemetzel begann. Beyde Theile kämpften mit gleichem Muthe, doch endlich riß abermahl Unordnung unter den Deutschen ein, sie flohen, und auch ihr tapferer Anführer, der sich verlassen, und keine Hoffnung zum Siege sah, lenkte den Zügel seines Rosses rückwärts, und floh nach einem dichten Gebüsche.

Erich ersah's, er war nun in diesem Augenblicke nicht fähig zu überlegen, ob er zu viel wage, sondern angetrieben von Kampf und Rachbegierde, verließ auch er die Streitenden, und eilte dem Fliehenden nach. Einen guten Vorsprung hatte dieser gewonnen, doch jetzt sank er plötzlich vom Pferde, als Erich ihm schon nahe gekommen war, zugleich sprang

dieser vom Pferde, und schwang seinen Säbel über dem Haupte des Fremden. Wie? rief dieser, kämpfen wir nicht für eine gemeinschaftliche Sache, Alle gegen Alle — soll auch Erbitterung unter Einzelnen herrschen, dann wehe dem Kriege, der nicht Allen, des allgemeinen Besten wegen, geführt wird, sondern wo auch Privathaß den Soldaten zum Mörder umschaffet. Erich senkte sein Schwert; der Fremde hatte diese Worte mit einem Tone ausgesprochen, der einen sonderbaren Eindruck auf ihn machte.

Er blickte in sein Gesicht, und sah holde Züge des Jünglings, entdeckte ein gewisses ihm unerklärbares Etwas in selbem, das seine Zuneigung erregte.

Erich. Ich will deiner schonen, denn wie ich sehe, so blutest du ohnehin.

Der Fremde. Ich bemerkte diese Wunde nicht, bis jetzt die sich mehrende Schwäche mich vom Pferde sinken machte.

Erich. Ich habe jedem den Tod geschworen, der in meine Nähe kommt, auch

durch Euch fiel erst heute mein Freund und Wohlthäter.

Der Fremde. Doch nicht dieserwegen, weil er dein Freund war, das Schicksal wollte es so, es hätte dich und mich eben so gut treffen können.

Erich. Du bist mein Gefangener.

Der Fremde. Bey Gott! das bin ich noch nicht, noch trage ich das Schwert an meiner Seite, tödten kannst du mich, aber gefangen fortschleppen, wirst du mich nie.

Erich. Nun dann, so beginne den Kampf — doch wie, vermagst du doch kaum dich aufrecht zu erhalten.

Der Fremde. Ich besitze noch Kraft genug, um so lange auszuhalten, bis dein Schwert meine Brust durchbohrt.

Erich. Bey Gott! mit dir kämpfe ich nicht — Ich will deiner schonen.

Der Fremde. Dann werden es die Lieben in ihren Herzen dir danken, welche ich verließ — ein alter Vater, eine schutzlose Schwester.

Erich. O kehre zu ihnen zurück und meide die Gefahr.

Der Fremde. Ich werde es, so bald es meine Pflicht gestattet. Horch! ich höre ein Getrappe von Rossen; o rette dich, edler Mann! dem ich mein Leben und meine Freyheit danke. Ich vermuthe, daß es unsere Leute sind.

Erich. Das Schicksal möge dich für deine Angehörigen retten.

Der Fremde. Wenn wir uns wieder sehen, wie kann ich sogleich dich, du Edler, erkennen? O nimm diesen Ring zu meinem Angedenken, und wenn wir uns gleich nicht wieder sehen sollten, so kann es dir doch bey dessen Erblickung die selige Erinnerung seyn, einen Menschen das Leben gerettet zu haben.

Erich nahm den Ring, er wollte weiter sprechen, aber schon kam immer näher der Tumult, er schwang sich auf sein Pferd, und jagte fort; glücklich genug, daß er noch so zeitig entkam, ehe die herannahenden Feinde ihn gewahren konnten. Er langte bey den

Seinigen an. Tilly war verwundet aus dem Schlachtgetümmel gebracht worden; die Schweden hatten einen vollkommenen Sieg errungen. Gustav bezeigte jedem, der sich ausgezeichnet hatte, seinen Beyfall. Auch Erich erhielt diesen, aber sein Herz blutete; ach wie theuer hatte er dießmahl seinen Ruhm eingeärndtet, sein Freund, der Liebling seiner Seele, hatte ihn mit seinem Blute erkaufen müssen. Da, wo die ruhmbekrönten Krieger frohlockten, da schloß er sich in sein Zelt, und weihte bittere Thränen dem Andenken seines Freundes.

Nach diesem Verluste war nur um so mehr die Begierde in ihm erwacht, bald unter den Schwertern der Feinde zu enden, und mit denen ihm vorgegangenen Lieben vereiniget zu werden. Er hatte nun gar nichts mehr, das ihn an diese Welt hätte fesseln können. Mit rastloser Thätigkeit widmete er sich nun seinem Dienste, drängte sich jeder Gefahr entgegen, und — blieb vom Tode verschont.

An der Gränze von Sachsen war's, als einst zwischen einer Truppe der Schweden, und einer Anzahl kaiserlicher Reiter ein Gefecht vorfiel. Erich war der Anführer der Schweden. Die Feinde waren ihm weit an Anzahl überlegen, aber er beschloß eher alles zu wagen, als sich auf schimpfliche Flucht zu begeben. Auch die übrigen Schweden waren alle mit ihm einverstanden. Es kam nun zum Gefecht, welches an Grausamkeit beynahe beyspiellos war. Fest wie eine eiserne Mauer standen die Schweden, aber die Anzahl war zu groß. Sie wurden immer mehr zusammengedrängt; rechts und links sanken Erichs getreue Gefährten, auch er blutete schon aus mehreren Wunden, als ihn jetzt eine Kugel traf, er sank mit Blut überdeckt zu Boden, und das Licht seiner Augen verlosch.

Auch die übrigen Schweden waren besiegt, und ein Opfer ihrer Tapferkeit geworden, doch konnten die Sieger nicht lange verweilen, sie plünderten die Erschlagenen nur überflächlich,

und eilten dann ihrer weiteren Bestimmung nach.

Eine geraume Zeit darnach zogen einige Bauern mit Fruchtwägen vorüber. Sie sahen die Haufen der Erschlagenen, aber ganz ohne Entsetzen, denn es war bey diesem verheerenden Kriege nichts seltenes geworden, solche grause Scenen zu sehen. Sie stiegen von ihren Wägen ab, und was die siegenden Reiter nicht mitnahmen, das plünderten sie nun vollends. Auch an Erich kam die Reihe. He da, Bruder! rief jetzt einer, so wahr ich lebe, an diesem ist noch nicht jede Lebensspur verraucht. Komm nur her, und fühle, sein Herz schlägt bemerkbar. Die Bauern eilten herzu, sie überzeugten sich bald, daß Erich noch nicht gänzlich todt sey, und überlegten nun, was zu thun sey. Mehrere riethen, da er ohnehin doch bald gänzlich erstarren werde, ihn seinem traurigen Schicksale zu überlassen, aber einer von ihnen dachte menschlicher. Er beredete die übrigen, ihm zu helfen. Sie luden den Ohnmächtigen auf den Wagen des

Bauern, und nun ging's, da man mit der Durchsuchung der Erschlagenen ohnehin fertig war, wieder vorwärts.

Sie erreichten nach ungefähr einer halben Stunde ein herrschaftliches Schloß, wohin ihre Früchte bestimmt waren. Der mitleidige Landmann eilte zu dem Eigenthümer, einem Grafen von Fichtenthal, und erzählte ihm, was vorgefallen sey. Sogleich gab der Graf Befehl zur Aufnahme des Verwundeten. Er eilte selbst herbey, und bemitleidete den Jüngling, dem so früh schon ein solches trauriges Schicksal zu Theil geworden war, und dessen Wunden die sprechendsten Beweise seiner Tapferkeit waren. Man brachte Erichen nach einem bequemen Zimmer, der Arzt eilte sogleich herbey, er untersuchte die Wunden, und schüttelte bedenklich den Kopf. Schwerlich, schwerlich, sprach er, wird es mir gelingen, dem Aermsten den Tod zu entreißen, der Wunden sind viele, und tief, und der Blutverlust stark, doch versicherte er, es an der rastlosesten Bemühung nicht fehlen zu lassen. Doch die Na-

tur kam der Kunst des Arztes mächtig zu Hülfe. Bald zeigten sich deutlich Spuren von Besserung, und schon konnte Erich langsam im Gemache auf und abschreiten, als ein unvermutheter Zufall den heftigsten Eindruck auf ihn machte. Der große Gustav war bey Lützen geblieben. Diese Nachricht erfuhr Erich so schnell und unvorbereitet, der Tod seines erhabenen Fürsten, der ihm allein von allen denen, die ihm wohl wollten, übrig geblieben war, machte einen solchen tiefen Eindruck auf ihn, daß er um vieles schwächer wurde, als er zuvor gewesen war, und sich endlich ein Wundfieber einstellte, welches ihn zum zweytenmahl dem Tod nahe brachte. Oft hatte er Stunden, wo er wie ein Wahnsinniger raste, und nur selten lag er, seines Bewußtseyns fähig, stille schmachtend dahin.

Doch während dieser Krisis wollen wir nur etwas weniges von den Personen erwähnen, bey welchen Erich nun wohnte. Das

Schloß gehörte, wie wir schon einmahl anführten, dem Grafen von Fichtenthal. Dieser war ehemahl ein reicher Mann gewesen, doch hatte er theils durch Unglücksfälle, theils durch Kriege einen beträchtlichen Theil seiner Güter verloren; die Schweden nur noch mehr von dem, was ihm übrig geblieben war, verwüstet, und er hatte nur außer dem Schlosse und den dazu gehörigen kleinen Ländereyen keine Güter mehr, doch besaß er an baarem Gelde immer noch so viel, um, wenn er gewollt hätte, einen seinem Stande angemessenen Aufwand machen zu können, ohne sich zu schaden; doch der gewöhnlich mit dem Alter verbundene Geitz hinderte ihn hieran, und er hielt seine Schätze in Kisten wohl verwahrt, und so geheim, daß selbst seine Kinder nicht wußten, daß sie einst noch ein solches ansehnliches Erbe zu erwarten hätten. Übrigens war der alte Fichtenthal gutmüthig, nahm gerne Theil an Fremder Leiden, und half dem Unglücklichen, wo er konnte, vorzüglich, wenn es nicht geraderdings um Unterstützung mit

Gelde zu thun war. Er hatte einen unbesiegbaren Haß gegen die Schweden, und doch schwieg dieser, sobald es auf ein Werk der Menschenliebe ankam. So wußte er zum Beyspiel, daß der Verwundete, den er in seinem Schlosse beherberge, ein Schwede war, aber er besiegte seine Abneigung, und ließ es an keiner Hülfeleistung fehlen, da hingegen Erich, wenn er durch einen Zufall nach dem Schlosse gekommen wäre, gewiß ganz anders würde aufgenommen worden seyn.

Der alte Fichtenthal hatte zwey Kinder. Einen Sohn, Eduard, ein liebenswürdiger junger Mann, der als Anführer eines Fähnleins Reiter unter Tilly gegen die Schweden diente, und sich durch seine tapferen Thaten vorzüglich auszeichnete. Er hatte alle edlen Eigenschaften seines Vaters geerbt, ohne dessen Schwächen zu besitzen; er hielt strenge auf Edelsinn und Tugend, ohne Feind des Vergnügens zu seyn, und war überhaupt der Liebling seiner Gefährten und aller vom Heere, die ihn kannten, einige wenige ausgenommen,

welche über eben diese Zuneigung der andern, über seinen Ruhm neidisch waren.

Noch hatte der Graf eine Tochter, Amalie, ein Mädchen in der Blüthe ihrer Jahre, ganz das Ebenbild ihrer schon lange verstorbenen Mutter, deren Schönheit dem eifersüchtigen Grafen ehmahl manchen ungegründeten Verdacht zugezogen hatte. Mit ihren holden Reitzen vereinigte sie nicht nur einen gebildeten Geist, sondern auch das sanfteste Herz, dessen Güte schon aus ihren holden Blicken strahlte. Bekannt mit dem vorzüglichen Werthe seines Kindes, hatte der alte Fichtenthal auch schon manchen Freyer abgewiesen, der nicht nach seinem Sinne war, das heißt, der nicht so viele Reichthümer besaß, als er zur Mitgabe für seine Tochter forderte. Endlich meldete sich ein Graf von Morheim, der bisher immer auf seinen sehr beträchtlichen Gütern gewohnt hatte, ohne sich viel um das Fichtenthalische Haus zu bekümmern, durch Zufall aber Amalien kennen lernte, und ganz von ihr eingenommen war. Er war ein Mann

von ungefähr fünfzig Jahren, hatte viel in der Welt erduldet, seine Kenntnisse dadurch bereichert, und sein Herz veredelt. Er war unerachtet seiner Jahre immer noch ein liebenswürdiger Mann, sowohl von Bildung, als auch von seinem Charakter. Doch nicht für sich warb er um Amaliens Hand, er war zu klug um nicht einzusehen, daß eine Verbindung zwischen einen Fünfziger und einem Mädchen von siebzehn Jahren nie gute Folgen haben könne. Morheim besaß einen Neffen, der einst sein einziger Erbe war, und den er nun auf Reisen gesandt hatte. In einem Jahre ungefähr sollte dieser zurückkommen, dann war es dem reichen Morheim leicht, für ihn eine Bedienstung zu finden, und die Vermählung sollte dann mit Amalien gefeyert werden. So machte er seinen Plan dem alten Fichtenthal bekannt, der sogleich mit einem so reichen Eydame vollkommen zufrieden war. Man kam überein, Amalien aus der Sache noch ein Geheimniß zu machen. Fichtenthal wußte hierin keine andere Ursache, als weil es Morheim so

wünschte, dieser aber wollte, daß die jungen Leute sich eher kennen lernen, und lieben, und dann erst von der Absicht der Ältern unterrichtet werden sollten.

Amalie ahnete von dieser bevorstehenden Verbindung nichts, und lebte wie immer, froh und wohlgemuth. Als der verwundete Schwede nach dem Schlosse ihres Vaters gebracht worden war, da ward ihr ganzes Mitleid rege, und sie bemühte sich mit edler Theilnahme an seiner Pflege mitzuwirken. Oft wenn er in Schlummer versunken und entkräftet auf seinem Lager dahinlag, so schlich sie leise sich näher, und ihr Auge ruhte lange und unverwandt auf den schönen Zügen des unglücklichen Jünglings. Seine Gestalt wich nicht von ihren Sinnen — was war's, daß sie auch abwesend so oft an ihn dachte, daß sein Bild sogar im Traume sich vor ihre Sinne drängte? Je nun, was konnte es wohl anders seyn, als Mitleid mit seiner bedaurenswerthen Lage, und diesem sich zu überlassen war kein Verbrechen,

es war vielmehr ein Beweis eines theilnehmenden Herzens.

Endlich und endlich genas Erich. Es war seinen Blicken nicht entgangen, mit welcher Theilnahme das liebenswürdige Mädchen zu seiner Pflege beygetragen hatte; sie erschien ihm allemahl wie ein holder Engel, der Trost ihm bringet, und weit besser behagten ihm die Arzneyen, wenn ihre schöne Hand ihm selbe reichte, ihm ward wohler ums Herz, wenn ihr liebenswürdiger Mund sich öffnete, um ihm Trost zuzusprechen. Schon war er so weit hergestellt, daß er auch in dem Garten des Schlosses auf und ab wandeln konnte, und immer noch war Graf Fichtenthal menschenfreundlich genug, ihm so lange bey sich Aufenthalt zu gönnen, bis er gänzlich den Gebrauch seiner Kräfte erlangt haben würde. Eine sanfte Röthe verbreitete sich allmählich über Erichs Wangen, sein Auge wurde belebter und ausdrucksvoller. Dagegen wurde Amalie immer nachden-

kender, schwermüthiger; sie hatte die Entdeckung gemacht, daß Erich ihr nicht gleichgiltig geblieben sey, sie sah bey ihres Vaters Gesinnungen nie eine Hoffnung für diese Liebe, und suchte sich selber zu entreissen, aber zu sorgenlos hatte sie sich ihr gleich anfangs überlassen, und vermochte es nun nicht mehr, diese Leidenschaft zu bekämpfen, daher ihre Schwermuth und ihr zurückziehendes Betragen.

Erich bemerkte beydes, denn ihm war Liebe nicht fremd, und Amalie war zu wenig der Verstellung mächtig. Er selbst forschte in seinem Herzen, und fand eine Stimme, welche ihm laut zurief: nur Amalie ist's, welche dir deine verlorene Geliebte ersetzen kann. Er erschrack bey dem Gedanken, in seiner Treue gegen die verklärte Geliebte wanken zu können. Er begann Vergleichungen anzustellen, und natürlich mußte das Bild des liebenden Mädchens noch weit vortheilhafter, als jenes der lange schon modernden vor seiner Seele erscheinen. Er begann zu kämpfen, sah aber selbst ein, daß es zu schwärmerisch sey, Treue und

Liebe noch bis jenseits des Grabes auszudehnen, und nach kurzem Wanken erklärte sich der Sieg für Amalien, und die Liebe jauchzte im Verborgnen Triumph. So schwer Erich von einer einmahl fest gefaßten Idee abzubringen war, und es nur einer Amalie möglich werden konnte, ihn von seiner ehemahligen Schwärmerey loszureißen, eben so fest hing er dann an jenem Gegenstande, den er sich aufs Neue gewählt hatte. Bald liebte er das Mädchen mit eben dem Feuer, mit dem er Eulalien geliebt hatte.

Noch war kein Geständniß über ihre Lippen gekommen, aber ihre Blicke, wie viel sagten sich diese nicht, ihr Erröthen, wenn sie sich sahen, ihr absichtlich scheinendes Ausweichen, und doch so oftmahliges Zusammentreffen — nur der alte Fichtenthal sah nichts, denn ihm hätte ein solcher Gedanke nicht im Schlafe vorkommen können, sonst wußten alle Bewohner des Schlosses, was zwischen den beyden jungen Leuten vorging, und freuten sich darüber, weil Amalie so

wie Erich sich alle Gunst zu erringen gewußt hatten.

Oft waren sie schon mitsammen im Garten lustwandelt, und nie noch hatte es sich gefügt, oder vielmehr, noch nie hatten sie es gewagt, von den Angelegenheiten ihres Herzens zu sprechen. Als es sich endlich ereignete, daß beyde nach einer schlaflos zugebrachten Nacht sich am frühen Morgen in einer Laube fanden. Es war so ein herrlicher Morgen, ein Ungewitter des vorhergehenden Abends hatte die Natur gleichsam neu belebt, rosig stieg Aurora herauf, die Morgenlüftchen trugen von den erquickten Kräutern und Blumen aromatische Wohlgerüche auf ihren Schwingen umher, und der Gesang eines hie und da verborgenen Bewohners der Luft stimmte das Herz zu reiner Empfindung. Da war Erich seiner nicht mehr mächtig, er sank auf seine Kniee vor Amalien nieder, und gestand seine Empfindung. Sie war überrascht, verwirrt, ihr Auge ruhte auf dem Manne, den sie schon lange im Verborgenen liebte, und — hinweg von ihrer Seele

war jeder Gedanke an des Vaters Härte und Eigensinn, sie hörte nur die Stimme der Liebe, und endlich floß ein gleiches Geständniß von ihrer Lippe, welches bald heilige Schwüre und Küsse besiegelten.

Sie fühlten sich so ganz glücklich. Erich, der vor der, die er liebte, kein Geheimniß haben konnte und wollte, entdeckte ihr seine frühere Liebe und den Verlust Eulaliens, und Amalie weihte dem armen Mädchen theilnehmende Thränen; sie machte ihn nun mit des Vaters Eigensinn bekannt, und er schwur alles anzuwenden, um seine Gunst zu gewinnen. So tröstete man sich wechselsweise, und die Hoffnung, jene stete Gefährtinn der Liebenden, enthüllte auch vor ihren Augen ihren leider nur zu oft täuschenden Zauberspiegel, und ließ sie frohe Blicke in die freudige Zukunft thun. Geschlossen war der Bund ewiger Liebe und Treue, besiegelt durch heilige Schwüre, selbst wenn das Schicksal feindselig gegen sie handeln sollte, zu dulden und sich stets treu, eine bessere Zukunft erwarten.

Seit dieser Zeit sah man sich nun täglich hier im Garten. Mit unendlicher Langsamkeit schlichen die Stunden vorüber, in denen man getrennt war, da jene ach nur zu schnell entschwanden, wo man sich sah; immer fester schlang sich das Band der Liebe um ihre Herzen.

Doch endlich fügte es der Zufall, daß der Graf von Fichtenthal, dem die oftmahligen Wanderungen Amaliens nach dem Garten nun doch auffielen, sie überraschte. Man kann seinen Zorn, seine Wuth sich denken. Voll Grimm schleuderte er Amalien von der Seite Erichs, sie sank zu seinen Füßen, und er stieß sie von sich. Erich suchte nur durch gute Worte ihn zu besänftigen; der Alte wüthete und tobte, und Erich, der die Geliebte vor sich sah, gewann alle mögliche Fassung, um nicht aufzubrausen, doch vergebens war seine Sanftmuth. Fichtenthal war selbst von dieser Zurückhaltung, die er als Gleichgiltigkeit gegen Ehre sich auslegte, empört, und häufte Beleidigung auf Beleidigung; er schwur, daß Amalie eher

ſterben ſollte, ehe ſie einem Schweden die Hand reichen dürfte; er machte nun die bitterſten Ausfälle gegen Erichs Vaterland, und ſchonte ſogar des Verblichenen Guſtavs nicht, deſſen Thaten er im ſchwärzeſten Lichte darſtellte. Dieß war mehr als Erich ertragen konnte, Liebe zum Vaterlande und zu Guſtaven war ſeinem Herzen heilig; er hatte bey perſönlichen Beleidigungen geſchwiegen, aber dieſe Entehrung vermochte er nicht zu ertragen, er vergalt endlich, im höchſten beleidigten Ehrgefühl, Fichtenthals Beleidigungen, ohne mehr die flehende Amalie zu ſehen, und dadurch gerieth nun der Alte in eine gränzenloſe Wuth, die Worte Verführer und Schurke kamen über ſeine Lippen. Ha! mir das? ſchrie Erich, und ſchlug mit der Hand an ſein Degengefäße. Gut, gut, ſprach der Alte, ich verſtehe dich, des Vaters Tod ſoll dir den Beſitz der Tochter gründen? aber ſo iſt's nicht, Fichtenthal hat fechten gelernt, und ſteht ſeinem Manne, nur dein Blut kann die Beleidigung abwaſchen, welche du meinem Hauſe

zufügtest. Morgen früh erwarte ich dich an diesem nämlichen Orte mit einem Secundanten; ein Schurke der nicht kommt, er soll in ganz Deutschland als ein feiger niederträchtiger Bube bekannt werden.

Erich mußte nun wohl versprechen zu kommen, Amalie stieß einen lauten Schrey des Entsetzens aus, und sank ohnmächtig zusammen. Der hoch erzürnte Vater schleppte sie mit sich aus dem Garten fort, und Erich eilte nach seinem Zimmer. Hier schrieb er einem benachbarten jungen Edelmann, der ihn während seiner Krankheit öfters besucht hatte, er entdeckte ihm den ganzen Vorfall, und beschwur ihn, sich am kommenden Morgen einzustellen, nicht sowohl, um sein Secundant bey dem widernatürlichen Duelle zu seyn, sondern vielmehr, um ihm in Besänftigung des Vaters beyzustehen, da er wußte, daß dieser ihm vorzüglich gut war.

Amalie war nach ihrem Zimmer gebracht worden. Sie war so erschüttert, der schreck-

liche Zufall hatte solchen starken Eindruck auf ihre Nerven gemacht, daß sie das Lager nicht verlassen konnte. Der Abend brach heran, und Fichtenthal ließ sich sein Pferd satteln, ohne zu sagen wo er hinreite, wahrscheinlich, um sich einen Secundanten zu hohlen. Er trug dem Schloßverwalter strenge auf, Sorge zu tragen, daß Erich Amalien nicht spräche. Doch wie hätte der Alte dieß hindern können, da er den beyden jungen Leuten von Herzen gut war, und es für kein Verbrechen hielt, ihnen noch einige frohen Stunden zu gönnen. Welch ein trauriges Sehen war dieses! Amalie sank schluchzend in die Arme des eintretenden Geliebten, der, in stummen Schmerz versunken, sie wehmüthig an seine Brust drückte. O mein Gott! mein Gott! was soll aus uns werden, rief Amalie, der morgige Tag ist der schrecklichste meines Lebens. Wenn du durch die Hand meines Vaters sinkest, ach! dann ist gränzenloser Jammer mein Loos; du war'st der Erste, der Liebe mich kennen lehrte, du bist der Einzige,

dem mein ganzes Herz gehört, und dem ewig mein Gram geweiht seyn wird.

Erich. Nicht doch, Amalie, gib keinen solchen schwarzen Vorstellungen Raum.

Amalie. Wie? oder glaubst du, daß der Gedanke mir tröstender seyn könnte, wenn du Sieger bleibst? — O Himmel! welch ein entsetzlicher Gedanke, der Geliebte ist des Vaters Mörder geworden. Wie könnte ich dann ruhig an deiner Seite verweilen? Wenn der Arm mich umschlänge, an dem des Vaters Blut träufelte, wenn das Auge mich anblickte, das wüthend auf dem Sterbenden ruhte? o hinweg! hinweg mit diesen marternden Vorstellungen, die mich zur Verzweiflung bringen könnten.

Erich. Ach wie sehr verfolgt mich mein Schicksal. — Ich Unglücklicher! der ich nun des Schicksals schwere Schläge fühlen soll. Doch fasse Muth, meine Geliebte! ich schwöre dir, es soll so weit nicht kommen. Nie komme deines Vaters Blut über mich. Standhaft werde ich mich weigern, mit dem erzürn-

ten Vater zu kämpfen, mag auch entstehen, was da will, mag er mich entehren, nur in seinen Augen werde ich es seyn; ich werde fliehen, und dann öffentlich meine Rechtfertigung bekannt machen, dieß wird mich schützen gegen Brandmarkung meiner Ehre.

Amalie. O Erich! mein Erich! wie sehr richten mich deine Worte nun auf; gebeugt von den schrecklichsten Vorstellungen unterlag mein Geist, und nun, nun ist mir so leicht. Wirst du auch dein Wort halten, mein Erich?

Erich. Amalie!

Amalie. O verzeih! verzeih — ach ich kann meinem Herzen nicht gebiethen; zwar hast du mich um vieles erheitert, doch umflirren noch düstre Gedanken meine Seele, ich kann mich nicht losreißen von den schwermüthigen Ideen, die mich umlagern. Woher diese bangen Ahnungen — Gott! wenn es anders käme —

Erich. Beruhige dich Amalie. Gib der Hoffnung Raum in deinem Herzen, diese

nur wird und muß uns erhalten. Lasse das Schicksal sorgen. Was haben wir verbrochen, daß wir nur immer Verfolgungen dulden müssen? Wenn auch wüthende Stürme uns nun umlagern, auch uns, o ja auch uns wird noch die Sonne des Glückes lachen, wenn gleich erst in ferneren Tagen; Liebe und Treue trotzen der Gewalt der Zeit.

Amalie. Ewig! ewig dir treu, Erich.

Erich. Ewig! Holde Amalie! verzeih mir, wenn ich so spreche, wer der Sterblichen kann die Fälle der Zukunft verbürgen, dein Vater ist mein Feind, er wird zu einer andern Verlobung —

Amalie. Zwingen wird er mich nicht. Nein, nein, ich schwöre dir, daß ich dann in einem Kloster —

Erich. Dein Vater ist mein Feind, er wird vielleicht hundert Dinge ersinnen, dein Herz gegen mich zu empören.

Amalie. Ich werde sie nicht glauben.

Erich. O dieß schwöre! Du magst von mir hören was immer, und sey es auch das

schwärzeste, vereinbart mit der Wahrheit Schein, nie zu verurtheilen, bis du nicht Gewißheit hast.

Amalie. Bey Gott und meiner Liebe schwöre ich dir's!

Erich. Und nun den letzten Kuß bis zur Wiedervereinigung — O Gott! wie schwer scheide ich von dir; aber ich muß nun fort.

Amalie. Wo gehst du hin?

Erich (etwas ängstlich.) Ich muß nun fort, Amalie; wichtige Beschäftigungen nöthigen mich, ich habe noch so manches in Ordnung zu bringen.

Amalie. Warum bist du so ängstlich?

Erich. Ich selbst kann mir's nicht erklären. Eine bange Ahnung bemächtiget sich meiner — deren Grund mir unbekannt ist.

Amalie. Ach Erich, Erich! ich ahne kein gutes Schicksal für unsere Liebe.

Erich. Sey unbekümmert — lasse uns dulden und hoffen, treue Liebe erntet sicheren Lohn, sey es auch erst in fernerer Zukunft. O wie glücklich hätten wir seyn kön-

nen, wenn dein Vater nicht wäre, oder nur, wenn er seinen bösen Eigensinn nicht besäße. Ja er, er ist das einzige Hinderniß meines Glückes! Doch genug nun — die Zeit, Amalie, die Zeit wird vieles entscheiden. Und nun lebe wohl! morgen sehen wir uns wieder, bis dahin bleibe ruhig, und entschlage dich deiner traurigen Gedanken.

Er drückte das Mädchen mit Inbrunst an sich, riß sich dann los aus ihren Armen, und eilte fort. Ihm ward immer ängstlicher, denn von dem Freunde, den er um seinen Beystand angesprochen hatte, kam keine Antwort. Schon war's spät in der Nacht, der Morgen sollte entscheiden, und noch war keine Antwort da. In dieser Verlegenheit blieb ihm nichts übrig, als sich so eilig als möglich auf den Weg zu machen, und den Freund aufzuzusuchen. Er gürtete seinen Degen um, und, um nicht einen Umweg um das ganze Schloß zu machen, ging er durch den Garten, wo ein kleines Hinterpförtchen gerade nach dem Feldwege führte, auf dem man zu dem Freunde

Erichs gelangen konnte. Ein Bedienter des alten Grafen sah ihn zur nächtlichen Stunde nach dem Garten gehen, mit dem Degen umgürtet, er wagte es zu fragen, wo Erich hingehe, und ob er ihn begleiten solle? Ich bedarf keiner Begleitung, sprach dieser ganz düster und unwillig, da wo ich hingehe, weiß ich allein den Weg recht gut zu finden.

Es ward immer später in der Nacht, selbst Mitternacht war vorüber, und noch war der alte Graf von Fichtenthal nicht zurückgekehrt. Seine Bedienten warteten seiner voll Unruhe, sie wußten zwar, daß er gesagt hat, längstens in zwey Stunden zurück zu seyn, und wie lange war diese Zeit schon vorüber? Und wo konnte er verweilen? da er doch zu dem, was am frühen Morgen geschehen sollte, sich vorbereiten mußte. Der Verwalter des Schlosses begann ängstlich zu warten, er würde gerne einige Bedienten dem Grafen nachgeschickt haben, wenn er nur auch gewußt hätte, wohin; alles, was er thun konnte, war, mit den übrigen Domestiken

wach zu bleiben, und die Ankunft ihres Herrn zu erwarten.

Der frühe Morgen brach heran, und verkündete einen herrlichen Sommertag. Noch war weder der Graf noch Erich zurückgekommen. Der Schloßverwalter ging nun mit den Bedienten nach dem Garten, theils um den Platz, wo das Duell vorfallen sollte, in etwas zurechte zu richten, theils auch um nachzusehen, ob man denn von den beyden Abwesenden nichts in Erfahrung bringen könne. Sie nahten sich dem kleinen Hinterpförtchen, welches nur angelehnt war. Der Schloßverwalter öffnete es, um ins Freye zu treten, als er plötzlich mit einem lauten Schrey zurückprallte. — Die Bedienten eilten herbey, welch ein schrecklicher schaudervoller Anblick both sich ihnen dar! Ganz bedeckt mit Blute lag eine Leiche nahe am Eingange — sie traten näher, und es war — der Graf von Fichtenthal selbst.

Die Bedienten stießen ein lautes Jammergeschrey aus — an der Brust hatte der Graf eine tiefe Wunde, seine Hand hielt noch krampfhaft den gezogenen Degen umspannt — neben ihm in einer mäßigen Entfernung lag noch ein blanker Degen, man hob ihn auf, man betrachtete ihn mit immer steigendem Entsetzen — selbst wenn man seine äußere Form nicht erkannt hätte, so konnte man doch deutlich auf der Klinge den Nahmen Erich Südenstern eingeätzet lesen.

Gott! welch eine Entdeckung, Erich selbst war Fichtenthals Mörder geworden? Man sah ihn mit verstörten Blicken und mit wilder Miene nächtlicher Weile mit eben diesem Degen umgürtet, nach dem Garten gehen; er schlug jede Begleitung aus, weil er freylich sonst sein schwarzes Vorhaben nicht würde haben ausführen können. Wie leicht war es freylich, sich so den Alten, der ihm das größte Hinderniß gewesen war, aus dem Wege zu räumen, den Alten hier zu überfallen, zu tödten, und dann nach dem Schlosse zurück-

zukehren, ohne daß es schiene, als ob er an der That Theil gehabt habe; wer konnte es beweisen, wer wollte es wagen, ihn zu beschuldigen? da keine Zeugen bey seiner graussen That gegenwärtig waren.

So erklärte man sich Erichs Verbrechen, doch wie kam es, daß er nicht nach dem Schlosse noch zurückgekehrt war? denn aus der Starre des Körpers, und dem gestockten Blute, konnte man schließen, daß die That schon vor einigen Stunden, mithin nicht lange nach Erichs Entfernung geschehen war. Warum ließ er seinen Degen zurück, den stärksten Beweis, der gegen ihn geführt werden konnte? War er vielleicht durch irgend einen Zufall versprengt worden, und irrt nun umher von dem Grausen des Mordes erfüllt? Wer konnte diese Räthsel lösen?

Doch all dieß Sinnen und Denken, all das Trauern und Wehklagen der treuen Dienerschaft konnte den alten Grafen nicht mehr zum Leben zurückbringen. Jammernd hoben sie seinen Körper auf, und brachten ihn nach

dem Schlosse zurück, wo bald das ganze Haus mit Wehklagen erfüllt war. Man trug Sorge, daß Amalien dieser traurige Vorfall verborgen bleibe, aber vergebens. Der herangebrochene Morgen war für ihr ängstliches Herz zu entscheidend, daß sie nicht auf die geringste Bewegung im ganzen Hause hätte Acht haben sollen. Sie hörte das unordentliche Hin- und Herlaufen der Dienerschaft, sie sah die verstörten Gesichter, und mit hoher Ängstlichkeit erfüllt, ließ sie sich nicht länger mehr zurückhalten; sie verließ ihr Zimmer, und eilte nach dem Hofe, sie bemerkte hier, den Weg vom Garten her, Spuren vom Blute, und eilte, ungeachtet man sie zurückzuhalten sich bemühte, nach einem kleinen Gemache zur ebenen Erde, wo man die Leiche des Grafen hingebracht hatte. — Gott! welch ein Anblick stellte sich ihr dar — Dahingestreckt lag die Leiche des vielgeliebten Vaters — sie stürzte mit einem lauten Angstgeschrey zu der Leiche hin, jetzt sah sie Erichs Degen, der neben der Leiche lag, sie erkannte ihn, sie hob ihn zitternd

auf, die ganze Schrecklichkeit des Vorfalls drängte sich mit einem Mahle vor ihre Seele, und sie sank mit einem schmerzhaften Laut des höchsten Entsetzens, ohne Besinnung, zu den Füßen der Leiche hin.

Man hatte sie nach ihrem Zimmer zurückgebracht. Amaliens Lage war peinlich, weder die schwarzen Vorstellungen, die sich ihrer bemächtigten, noch die Gefühle, welche ihre Brust peinigten, bedürfen einer weitern Schilderung. Sie hatte sich von ihrer Betäubung erhohlt, aber sie bedurfte nun um so mehr der Pflege des Arztes, denn ihre Sinne schienen gänzlich zerrüttet zu seyn. Jetzt klagte sie über den Verlust des Vaters, jetzt schrie sie nach Rache an Erich, wollte aufspringen, und selbst zur Rache eilen, und jetzt sank sie wieder in Trostlosigkeit hin, schwur, daß Erich unschuldig sey, flehte bey seinen Richtern seiner zu schonen — und jetzt suchte sie wieder den Zweykampf zu hindern. — So schweiften ihre zerrütteten Sinne aus, die verschiedenen Bilder, die sich ihr ängstigend darstellten, beugten nicht

nur den Geist, sondern schwächten auch den Körper, und bald lag sie in gefährlicher Fieberhitze darnieder.

Es war am folgenden Tage nach dem traurigen Ereignisse, man hatte die Leiche vom Blute gereiniget, auf ein Paradebett gebracht, und alle Anstalten zur Beerdigung getroffen; von Erichen war die ganze Zeit über nichts zu sehen und zu hören gewesen, mithin war seine That nur noch um so mehr bestätiget, als jetzt ein Reisewagen in den Hof des Schloßes gerollt kam. Zwey Soldaten, die auf dem Bocke saßen, sprangen herab, öffneten den Schlag, und halfen einem Officiere heraus, dessen rechter Arm in einer Schlinge hing. Ist's möglich, riefen die herzueilenden Diener des Schloßes, unser junge Graf Eduard ist's, der Sohn unsers geliebten Herrn!

Eduard. Ja, der bin ich, ihr alten redlichen Diener — seyd mir willkommen; und vorzüglich auch du, Verwalter — nicht wahr

ich kam unvermuthet? Je nun seht her, mein Arm ist schwer verwundet, und ich werde hier meine Herstellung abwarten. Doch ihr steht ja so vertieft da, und macht so grämliche Gesichter, was ist euch — hat sich ein Unglück ereignet? Das möge Gott verhüthen —

Verwalter. Ach Herr Graf —

Eduard. Nun! heraus mit der Sprache, was stockst du denn so mit der Stimme?

Verwalter. Wie soll ich Ihnen das Unglück entdecken? (verlegen) Erlauben Sie mir, daß ich der Erste sey, der Sie als unsern neuen Herrn und Gebiether begrüßet.

Eduard. Unbesonnener Alter, was hast du gesprochen? Du wolltest wahrscheinlich dadurch dem Schlage nur vorbeugen, der meiner wartet, und enthüllst mir zugleich mein ganzes Unglück — mein Vater — Gott! ihm galt der Streich des Schicksals, sprich, ich werde den Theuren nicht mehr sehen?

Verwalter. Ach nein, nein — heute ist seine Beerdigung.

Eduard. O mein Gott! wie diese Nach-

richt mich zu Boden beugt. Ich kam so voll freudigen Gefühles hieher, und nun — nun finde ich nur die Leiche dessen, den ich so sehr liebe. — Nicht einmahl seinen letzten Segen sollte ich erhalten. — Ha! man wußte mich doch zu finden, warum sandte man mir keine Nachricht? o vielleicht hätte ich durch bessere Eile noch seinen letzten Segen erhalten.

Verwalter. Gnädiger Herr, des Grafen Tod kam so unerwartet, so schnell; o noch herrscht die größte Verwirrung im ganzen Hause, und wir wissen nicht, was wir unternehmen sollen.

Eduard. Will's dir glauben, redlicher Alter. Ihr liebtet ja alle meinen Vater so herzlich. — Doch, wo ist denn seine Leiche? dorthin geht mein erster Weg, dorthin ruft meine heilige Pflicht mich.

Verwalter. O bleiben Sie zurück, zu sehr würde der Anblick Sie erschüttern.

Eduard. Du irrst dich guter Alter, der Anblick des Todes ist mir nicht fremd; doch freylich, freylich ist das mein Vater — aber

warum sollte ich im Tode den scheuen, den ich am Leben so sehr liebte — mein Schmerz wird es mehren; o und dieser Schmerz ist nur zu gerecht, also zeige mir den Weg.

Der Verwalter gehorchte nun, und begleitete Eduarden nach dem Zimmer, wo die Leiche auf einem Paradebette lag. Mit wankenden Schritten trat er näher. Jetzt sah er den Degen Erichs neben der Leiche, jetzt sah er die Wunde an der Brust des Verblichenen, er prellte zurück, er stieß einen lauten Schrey aus: Gott! was sehe ich, gemordet ist mein Vater, rief er, und faltete seine Hände gegen Himmel.

Schändlich! schändlich gemordet, riefen die Diener.

Eduard war an den Stufen des Trauergerüstes niedergesunken, seine Hand hielt die kalte Rechte des Vaters, eine stille schauerliche Pause herrschte; jetzt raffte er sich plötzlich auf — und wer, rief er, wer ist der Mörder? Er sprach dieß mit einem wilden fürchterlichen Tone, sein Blick flammte, und es war auf

seinem Gesichte deutlich zu sehen, wie sein heftiger Schmerz in die Gefühle von Wuth überging. — Wer ist der Mörder? wiederhohlte er, da die Bedienten furchtsam schwiegen. Der Verwalter trat nun hervor, und erzählte den ganzen Hergang der Sache. Mit düsterm Schweigen, den Blick immer nach der Leiche gekehrt, hörte Eduard zu — und was macht meine Schwester nun? fragte er endlich.

Der Verwalter. Sie kämpft in Fieberhitze dahin, und der Arzt befürchtet die schrecklichsten Folgen.

Eduard. Armes, armes Mädchen! auf dir liegt eine größere Last, als dein sanftes Herz fassen kann. Ich weiß, wie du liebst, und ich kann mir also auch die Größe deiner Leiden denken. Armes Mädchen! dein Unglück ist nun vollkommen gegründet — o daß der Tod sich deiner erbarmte, und dich deinen Leiden enthöbe! Doch er darf dein Geliebter nun nicht mehr seyn, der Elende — der verfluchte Mörder! du mußt sein Andenken aus deiner Brust reißen — er, ja er sey dem Tode ge-

weihet. Hier lege ich meine wunde Rechte auf die Brust des getödteten Vaters, hier schwöre ich einen theuren Eid, nur meine Herstellung abzuwarten, und dann nicht zu ruhen, bis ich den Mörder bestraft habe. Der Tod sey sein Loos, kein fremdes Gefühl soll Eingang in meinem Herzen haben, kein Mitleid soll mich bewegen, feyerlich schwöre ich, den Mord meines Vaters zu rächen, dahin allein soll nun mein Trachten und Sinnen gehen. Ihr, die ihr meines Vaters redliche Diener waret, die ihr nun unter meinem Befehle stehet, denen aber auch ich mehr Vater als Herr seyn werde, euch trage ich auf, das was ich nun schwur, vor Amalien zur Zeit noch zu verschweigen. Zu sehr würde diese Nachricht die Ärmste erschüttern, und sie bedarf nun am meisten der Schonung. Begleite mich nun zu Amaliens Krankenlager, alter Verwalter.

Die Bedienten küßten seine Hand für die Zusicherung seiner Güte, und Eduard ging nun nach dem Krankenlager seiner Schwester. Nach anhaltender Fieberhitze war sie eben in ei-

nen Ohnmacht ähnlichen Schlummer versunken, der Arzt saß nachdenkend neben ihrem Lager, den Gang der Krankheit zu belauschen. Jetzt trat Eduard ein, und blieb mit verschränkten Armen vor dem Bette der geliebten Schwester stehen. Der Anblick der Leidenden erschütterte ihn, und nun traten bittere Thränen in seine Augen. Doch eben so schnell vertrocknete diese Quelle wieder, sein Auge ruhte düster auf Amaliens Hand, welche im Schlafe herabgesunken war; an ihrem Finger glänzte ein Ring. Was ist das? sprach Eduard halb laut, wie kommt dieser Ring an die Hand Amaliens?

Verwalter. Der Mörder des Grafen, Erich, trug ihn ehemahl an seinem Finger — er sagte oft, er habe in der Schlacht einem Officiere das Leben gerettet, und zum Danke von ihm diesen Ring erhalten, er verehrte ihn Amalien.

Eduard. O Gott, o Gott! wie beugt mich dieß zu Boden — Der also — der war's, der meinen Vater tödtete. An mir handelte er so edelmüthig, ohne seinen Beystand lebte

ich nicht mehr — ich gab ihm diesen Ring. Wie sehr hing mein Herz seither an dem edeln Retter meines Lebens; von seinem Lobe war meine Brust so voll, und ich wollte so vieles dem edeln Vater von diesem meinem Retter erzählen, und nun — nun finde ich des Vaters Mörder in ihm. Meiner mußte er schonen, um hier den Vater zu tödten, und der Tochter Ruhe auf immer zu vernichten. O grausames Schicksal! wie wunderbar sind deine Fügungen! — Doch nein, nichts soll mich hindern meinen Schwur zu brechen, den Vater zu rächen ist meine erste Pflicht, und ich schwur ja, daß jedes andere Gefühl schweigen müsse. Hinweg also mit dem Andenken an seine That, hinweg mit dem Gefühle des Dankes aus dieser Brust, ich darf nun nichts als Rächer seyn, und wenn mein eigenes Herz darüber brechen sollte.

So wehklagte Eduard — er wollte Amaliens Erwachen jetzt nicht erwarten, denn zu sehr litt Amaliens Herz nun bey den Gefühlen, welche ihm bestürmten, er verschloß sich in

sein Zimmer, wo er sich ganz seinen traurigen Empfindungen überließ.

Der Abend brach heran, und des Grafen Leiche wurde zur Erde bestattet. Eduard begleitete den Sarg bis in die Gruft, da brach sein bisher meistens in sich verschlossener Schmerz nun erst in laute Wehklagen aus, da wiederhohlte er den Schwur, des Gemordeten fürchterlicher Rächer zu werden.

Indessen verschlimmerte sich Amaliens Zustand mit jedem Tage. Sie kannte Niemanden, selbst ihren Bruder nicht, nur die Nahmen ihres Vaters und Geliebten waren es, welche über ihre Lippen kamen. Endlich half doch die gute unverdorbene Natur der Kunst des Arztes — der schon ausgestreckte Arm des Todes beugte sich zurück, und sie betrat den Weg der Besserung. Allmählich durfte sie nun das Lager verlassen. Die Heftigkeit ihres Schmerzens hatte nachgelassen, still und traurig schlich sie einher, und fand Trost, wenn sie einsam ihren Thränen freyen Lauf lassen konnte. Eduard war nun ihr bester Tröster. Er nahm Theil an

ihrem Kummer, um sich ihr Herz zu gewinnen, und suchte sie nun allmählig darauf vorzubereiten, daß sie Erichen nicht nur gänzlich vergessen, sondern sich auch mit dem Gedanken vertraut machen möge, daß ihr Bruder zur Rache an dem Mörder ausziehen wolle.

Eduards Arm war schwer verwundet worden. Nicht so schnell als er glaubte gelang die Besserung, er blieb Mondenlänge im Zweifel, ob er wohl je wieder den Arm werde gebrauchen können, und als diese ängstliche Besorgniß gehoben war, ging noch eine geraume Zeit vorüber, ehe ihm der vollständige Gebrauch gestattet werden konnte. So war der Winter herangebrochen, und strich allmählich wieder vorüber, der Frühling war im Herannahen, und diesen Zeitpunct wollte Eduard abwarten, um der Rache entgegen zu reisen. Er hatte keine geringere Absicht, als Erichen, von dem es höchst wahrscheinlich war, daß er nach vollbrachter That nach Schweden gereiset sey, in seinem Vaterlande aufzusuchen, und dort zur Rache zu ziehen. Die

Sache konnte auch für Eduarden sehr übel ausfallen; daher traf er alle Anstalten, gleich als ob er dem Tode entgegen ziehe, versicherte sein Vermächtniß, und erwartete nun mit Sehnsucht den Tag seiner Abreise.

Endlich brach der Frühling heran, und Eduard, seinem Entschlusse getreu, nahm nun Abschied von Amalien. Schweigend sanken sie sich in die Arme. Amaliens Blicke ruhten flehend auf dem Bruder, der nun zur Rache an dem Geliebten auszog, gleich als wollten sie um Schonung für den Thäter bitten, aber sie wagte es nicht, diesen Gefühlen Worte zu geben, auch er berührte diese traurig tönende Saite nicht, sondern riß sich schweigend nach langer Umarmung los, eilte nach dem Wagen, und fuhr so schnell als möglich fort. Nun erst, als Eduard fort war, fiel die ganze Schwere des peinigenden Gefühles, daß jetzt Rache an Erich genommen werde, auf Amaliens Herz. Zwar dachte sie nur mit

Schaudern an den schändlichen Mord, der an ihrem Vater begangen worden war, aber es gab auch Stunden, wo ihr Erich noch nicht gleichgültig ward, wo die nur mühsam unterdrückte Liebe sich mächtig regte. Bisher war sie immer im Kampfe zwischen Liebe und Verachtung gewesen, nun fühlte sie auch Besorgnisse für ihren Bruder, denn sie wußte, daß dieser eher unterliegen, als seine Rache unbefriediget lassen würde, nun fühlte sie auch Mitleiden mit dem Unglücklichen, der Eduards Opfer werden sollte, und in dem sie sich nur mit Entsetzen Erichen denken konnte.

In dieser peinigenden Lage, noch vermehrt durch Einsamkeit, überließ sie sich ganz ihrem Tiefsinne, sie ging traurend und kummervoll umher, mied, so viel möglich, den Anblick der Menschen, und war am frohesten, wenn sie ganz einsam ihren Thränen freyen Lauf lassen konnte, Thränen, die aus dreyfacher Quelle, für Vater, Bruder und Geliebten floßen.

In einer dieser kummervollen Stunden

meldete man ihr den Grafen von Morheim, auf den sich die Leser wohl noch erinnern werden, daß Amaliens Vater sie für dessen Sohn bestimmt hatte. Äußerst unangenehm war ihr der Besuch, wenn sie gleich von dieser ehemahligen Verabredung der beyden Väter nichts wußte, denn nichts war ihr nun unerträglicher, als in ihrer Einsamkeit gestört zu werden, doch konnte sie den Besuch eines so achtungsvollen Mannes nicht ablehnen. Der Graf trat ein; sein Anblick, seine vortreffliche Art sich zu benehmen, gewann ihm bald das Zutrauen des kummervollen Mädchens, welcher es wohl that, einen Menschen zu finden, der warmen Antheil an ihrem Kummer zu nehmen schien, dem sich ihr volles Herz mittheilen konnte. O Sie können nicht glauben, sprach Morheim, wie viel auch ich durch den Tod Ihres Vaters verloren habe.

Amalie. Auch Sie, Herr Graf, haben verloren?

Morheim. O Gott! o Gott! unendlich viel, was ich verloren habe, kann mir keine

Macht auf Erden mehr ersetzen — doch lassen Sie mich abbrechen hievon, genug, er war mein Freund.

Amalie. O dann haben Sie viel, sehr viel verloren.

Morheim. Mehr als man denken kann. — Theure Amalie! ich war die ganze Zeit über in Geschäften abwesend; ein dunkles Gerücht kam mir zu, daß den Mord ein Schwede, Nahmens Erich, begangen haben sollte. Ihr Vater hatte ihn zum Kampfe gefordert; o erzählen Sie mir, was denn dazu Veranlassung gab.

Frey und unbefangen erzählte Amalie. Gott! in welcher traurigen Lage sind Sie, rief Morheim, in dem Geliebten den Mörder Ihres Vaters zu ahnen. Wie benimmt sich denn ihr Bruder bey diesem traurigen Vorfalle?

Amalie. Ach Gott! wie benimmt er sich, bey der Leiche des Vaters schwur er, nicht zu ruhen, bis er die schändliche That gerochen habe.

Morheim (erschüttert). Das schwur er?

Amalie. Und er ist auch bereits fortgereiset, um Erichen aufzusuchen, und zur Strafe zu ziehen.

Morheim. Wohin? Amalie, wohin?

Amalie. Wahrscheinlich nach Schweden.

Morheim. Ich sehe, wie sehr Ihr Herz dabey leidet. Daß ich Sie doch beruhigen könnte! — Doch ja, in etwas vermag ich's. Ueberlassen Sie sich nicht zu sehr dem Grame, des Schicksals Wege sind oft dunkel und unklärbar. Wer kann es mit Zuverlässigkeit behaupten, daß Erich der Mörder Ihres Vaters war, selbst wenn auch der Schein noch so sehr gegen ihn ist.

Amalie. Ach Gott! wenn eine Möglichkeit vorhanden seyn könnte, daß er schuldlos wäre, und mein Bruder — ich kenne Eduarden, wie strenge er zu Werke geht — wenn Erich schuldlos fiele.

Morheim. Eben dieß muß man zu verhindern suchen.

Amalie. Wie aber das? Wie?

Morheim. Dieß sey meine Sorge.

Amalie. Ihre Sorge?

Morheim. Ja. Fichtenthal war mein Freund, mithin ist mein Herz auch Ihnen gewogen, ich nehme Theil an allem was Sie betrifft, mithin kann auch Ihr Geliebter mir nicht gleichgiltig bleiben. Ich kenne Eduarden, daß er nicht zu rasch in seinen Handlungen sey, daran muß er verhindert werden, er muß eher feste Überzeugung haben, ob Erich wirklich der Mörder war, und dann erst kann er zur Rache schreiten; auf diesen Weg will ich ihn bringen. Überlassen Sie mir dieß ganz, gutes Mädchen, und ich ahne, daß die Sache noch besser ausfallen werde, als Sie sich's denken.

Mit dieser tröstlichen Versicherung nahm er Abschied von Amalien. So wenig Wahrscheinlichkeit seine Worte für sich hatten, o so waren doch schon diese dem traurenden Mädchen genug. Der Kummervolle gleichet einem Schiffbrüchigen, der nach jedem dünnen Bretchen haschet, welches ihm die Wellen entgegen

treiben, auch das kleinste Fünkchen von Trost vermag seinen gebeugten Geist wieder ihn etwas aufzurichten. Zwar ließ Morheim sich nicht mehr bey Amalien sehen, aber sie erhielt nun öfters Briefe von ihm, welche sie immer mehr und mehr aufheiterten.

Doch wir kehren nun zu Eduarden zurück. Dieser setzte seine Reise ununterbrochen fort, und schon war er mehrere Tage fortgefahren, als einmahl gegen Abend der Wagen an einen Baumstamm anfuhr, und umwarf. Zwar hatte Eduard keinen Schaden genommen, aber der Wagen war in einem so üblen Stande, daß er nicht weiter gebracht werden konnte. Man mußte Leute aus dem nächsten Orte holen, welche den Wagen fortbrachten.

Eduard begab sich in das Dorf, um dort zu übernachten. Er pochte bey der ersten Hütte an, und da ihm niemand antwortete, so trat er geraderdings ein. Er fand eine ärmliche Stube, in welcher es ganz leer war. Nie-

mand schien zugegen zu seyn, als jetzt ein hohles Aechzen in seine Ohren drang, und eine unwillkürliche heftige Erschütterung auf sein Herz machte. Eben rief Eduard, wer denn hier zugegen sey, und ob jemand seiner Hülfe bedürfe, als er einige Stimmen hörte, und ein Bauer mit einer Laterne eintrat, dem ein Mann in einen Mantel gehüllt folgte. Ach wohl wird Ihre Hülfe schon zu spät seyn, sprach der Bauer — ich bitte Sie, Herr Doctor, sehen Sie doch nur nach, ob der Aermste noch lebe. — Der Doctor nahte sich nun dem Winkel der Hütte, wo auf einem Strohlager ein Kranker lag. Jetzt trat Eduard hervor. Guter Mann, sprach er zum Bauer, wer ist denn der Unglückliche, der dort schmachtet?

Bauer. Ach, mein Herr, ich kenne ihn nicht, er scheint ein Officier zu seyn. Gestern fand ich ihn ohnmächtig auf der Straße, er war mit dem Pferde gestürzt, und hatte sich wahrscheinlich tödlich verletzet, ich trug ihn hieher, und eilte nach dem Arzte, allein die-

ser war abwesend, und kehrte erst jetzt zurück. Eduard ging zu dem Unglücklichen hin, er sah einen jungen wohlgebildeten Mann, dessen Gesicht aber schon mit der Farbe des Todes umzogen war. Eduards Blicke ruhten forschend auf dem Unglücklichen; und jetzt erkannte er plötzlich einen Officier, der mit ihm bey einer Truppe gedient, aber von den Feinden gefangen genommen, und nach Schweden geführt worden war. Wie, wär's möglich, du mein lieber August? rief Eduard — Gott! in einer solchen traurigen Lage muß ich dich wieder finden! — August schlug die Augen auf, er lächelte Eduarden matt entgegen, zum Sprechen war er zu schwach. Ist denn gar keine Hülfe mehr möglich? rief Eduard kummervoll. — Der Arzt zuckte die Achsel. Ich werde so viel möglich eilen, sprach er, und aus meiner Hausapotheke einige vortreffliche Arzneyen holen, doch verbürgen kann ich bey solchen bedenklichen Umständen nichts, nur bitte ich zu sehen, daß sich der Kranke ruhig verhalte. Eduard ermahnte ihn zur Eile, er

versprach ihm die beste Belohnung, und lagerte sich nun, da auch der Bauer sich entfernte, an dem Bette hin. Armer, armer August! seufzte er, im Innersten gerührt. Es ist zu spät mit Hülfe! seufzte jener. — Eduard both ihm zu schweigen Nicht doch lispelte er — bald ist's ohnedem vorüber, und ich sterbe gerne. Meine Ruhe ist ohnedieß dahin. O mein Eduard! an meiner Brust ruht ein Bildniß, in einem goldenen Käpslein, wenn ich vollendet habe, das bald geschehen wird, so vernichte dieses Bild, ohne es anzusehen, ich bitte dich darum, damit nicht auch in das Herz eines andern Jünglings meine Leiden übergehen. Es ist das Bild meiner Geliebten, die ich, ach! hoffnungslos liebe. — Ihr Herz ist so edel, als ihre Schönheit bezaubernd ist, aber sie vergalt mit Kälte meine Leidenschaft, dieß machte mich unglücklich. Sie ist eine Schwedinn, am Hofe der nun verwitweten Königinn lebt sie, und nennt sich Isabelle von — — Plötzlich drang ein Strom von Blut aus seinem Munde, er fing an zu

röcheln; Eduard schrie nach Hülfe; der Arzt kam eben gelaufen, er beschäftigte sich nun mit dem Unglücklichen, doch dieser konnte nicht mehr weiter sprechen, und in wenigen Minuten war mit dem Blute auch sein Leben dahin geflossen. Eduard weihte dem Ärmsten aufrichtige Thränen. Da man sehr wenige Baarschaft bey ihm fand, so bezahlte er aus Eigenem den Arzt, und verordnete das Leichenbegängniß, das er hier noch abwarten wollte.

Als der erste Schmerz vorüber war, erinnerte er sich nun an die letzten Worte seines verblichenen Freundes, er nahm das Käpslein von dessen Brust, und barg es in seinen Busen, um bey nächster Gelegenheit es zu vernichten.

Düster und niedergeschlagen kam er von dem Leichenbegängnisse zurück, der folgende Morgen war zum Aufbruche bestimmt. Er lagerte sich in einen Winkel des Zimmers, und überdachte, wie viele seiner Freunde und Anverwandten, nur in der kurzen Zeit, als er

Soldat gewesen war, des Todes Opfer geworden waren, eine traurige Rückerinnerung, der er sich endlich selbst zu entschlagen suchte. Er erinnerte sich jetzt an das goldene Käpslein, er nahm es hervor, und betrachtete es. Seine Neugierde ward rege, schon wollte er es öffnen, doch sein Freund hatte ja gebethen, es ungesehen zu vernichten. Aber dessen Besorgniß war doch sonderbar, sollte denn das Bild auf jeden, der es sieht, gleich als ob es mit einem Talismane versehen wäre, solch einen zauberischen Eindruck machen, wer wird denn bloß durch den Anblick eines Bildes zur Leidenschaft entflammt werden? auf diese Gefahr kann wenigstens Eduard, der nie noch Liebe fühlte, ungescheut es eröffnen. Noch einige Augenblicke stand er an, doch er wollte solche wunderbare Schönheit auch sehen, er öffnete das Käpslein. Bey Gott! rief er nach einer langen Pause, in welcher seine Blicke starr auf dem Bilde geheftet hatten, dieses Bild ist von Meisterhand entworfen, solche Lebhaftigkeit in Farben und Ausdruck sah ich noch

nie. Sollte es denn möglich seyn, daß ein solches Geschöpf wirklich existiren könnte, oder ist's nur das Spiel einer äußerst lebhaften Phantasie des Künstlers, der sich bemühte, der Schönheit in allen ihren einzelnen Theilen nachzuspüren, und sie dann in ein Ganzes zu vereinbaren? Dieses Auge, so lebhaft, so einladend zur Liebe, und doch so ganz ein Beweis der holdesten Sanftmuth und Herzensgüte — dieses zauberische Lächeln um den Mund — wahrhaftig ja, dieses Mädchen ist ein Engel! sie ist die erste Schönheit ihres Zeitalters.

Er legte das Bild bey Seite, um sich mit andern Dingen zu beschäftigen; er nahm ein Buch und las, aber wohl zwanzigmahl nahm er in diesem Abende das Bild zur Hand, und bewunderte — die Kunst des Mahlers. Er ging zur Ruhe; da er wenig Sehnsucht nach Schlaf fühlte, so kreuzten seine Sinne bald hieher, bald dorthin, und es war sehr natürlich, daß er wieder auf das Mädchen verfiel. Also Isabelle heißt sie, und ist am Hofe

der Königinn von Schweden, wie ist aber ihr Geschlechtsnahme? — der Tod hatte seinen Freund verhindert, diesen zu nennen — doch wozu das, was hatte dieß ihn zu kümmern, er suchte mit Gewalt sich diesem Nachdenken zu entschlagen. Kurz, Eduard besaß den Muth nicht, das Bild zu vernichten, er verbarg es in seinem Busen, und je mehr er es betrachtete, desto mehr erwachte eine Empfindung in ihm, die ihm vorher ganz unbekannt gewesen war. Vergebens widersprach er sich selbst, vergebens erinnerte er sich des Hasses, den sein Vater von jeher, und nicht ohne Grund gegen die feindselig handelnden Schweden gehabt hatte, und daß eben einer dessen Mörder gewesen war, was konnte dieß für Bezug auf das Mädchen haben? Er konnte bald dem Wunsche nicht länger widerstreben, sie zu sehen, und suchte nun seine Reise mit verdoppelter Eile fortzusetzen.

Nach einigen Tagen, als er eben in einem Gasthofe abgestiegen war, brachte der Aufwärter ein Schreiben an ihn. An mich?

fragte Eduard verwundrungsvoll, der wohl wußte, nicht einmahl seinen Nahmen noch genennt zu haben. Die Aufschrift war richtig an ihn. Er entfaltete es, und las:

»Ein unbekannter Freund, vertraut mit der Absicht deiner Reise, benützt die Gelegenheit, welche ein Zufall dir darboth, um dich geschwinder zum Ziele zu bringen. Der Schwede Erich, den dein Rachegefühl suchet, ist nicht nach seinem Vaterlande zurückgekehrt, er hat sich nach Italien begeben, wo er nun in Venedig in dem Hause einer anverwandten Dame sich aufhält, und vielleicht noch lange Zeit dort zu verweilen gedenket. Willst du also dein Opfer finden, so mußt du diesen Weg einlenken. Wenn du in Venedig bist, wirst du mehr von mir hören, und ich hoffe dich dann den rechten Weg weisen zu können.«

Der Brief war ohne Unterschrift. Eduard staunte; was sollte er von dem Schreiben denken, wer war dieser unbekannte Freund, der so vertraut mit seinen Unternehmungen war? oder war's vielleicht eine List, um ihn

von der rechten Bahn abzulenken, und das Geschäft der Rache zu verzögern, was sollte er glauben, was nun thun? Freylich wäre die Verzögerung noch größer, wenn er sich nach Schweden begäbe, und dort allenthalben herumforschte, während sich Erich wirklich in Italien befand. Nach langem Ueberlegen kam er endlich darin überein, daß er den Weg nach Italien einschlagen werde. Er änderte nun also seine Reiseroute, verdoppelte aber seine Eile, um die Versäumniß der Zeit dadurch wenigstens einigermaßen hereinzubringen.

Endlich erreichte er das prächtige Venedig. Er stieg in einem der ersten Gasthäuser ab, und forschte nun zugleich nach Erichen, aber niemand wußte ihm Bescheid zu geben. Er glaubte sich getäuscht, dieß machte ihn äußerst mißmuthig, doch, da er nun schon einmahl in dieser Stadt angelangt war, so wollte er selbe auch nicht wieder verlassen, ohne wenigstens ihre vorzüglichen Merkwürdigkeiten besehen zu haben.

Er kam eben um die Zeit zu dem großen Feste an, wo der Doge sich mit seiner wasserreichen Braut, dem Meere, vermählte. Alles strömte dieser Feyerlichkeit zu, welche nun mit einer vorzüglichen Pracht vollzogen wurde. Der Anblick dieses Festes hatte für Eduarden etwas ungemein Anziehendes — er heiterte sich auf, und nahm lebhaften Theil an dem Vergnügen. Als die Feyerlichkeit vorüber war, begab er sich auf den Markusplatz, hier hatte sich das Volk außerordentlich zusammengedrängt, der Zulauf war stark, Eduard blieb seitwärts, denn er wollte sich nicht gerne in das allzustarke Gedränge begeben. Plötzlich entstand ein heftiger Auflauf — eine Zänkerey, die vorfiel, brachte bald den ganzen Volkshaufen in Unordnung, man drängte sich hin und her, der Tumult wurde immer stärker, und es kam zu Gewaltthätigkeiten. Eduard sah eine Dame, welche sich bemühte dem Gedränge zu entkommen, aber von einigen rohen Kerls auf eine beleidigende Art mißhandelt wurde. Dieser Anblick war ihm unerträglich — er eilte zu

ihrer Hülfe herbey; mit Gewalt schleuderte er die Kerls zurück, both der Dame seinen Arm, und führte sie aus dem Gedränge. Sie konnte nicht sprechen, Angst hatte ihre Stimme stocken gemacht, ihre Glieder zitterten; Eduard eilte nach einer Sänfte, er hob se hinein, stockend sagte sie, daß sie sich Marquise Vilano nenne, und unferne von hier wohne. Er begleitete sie bis zu ihrem Hause, und da sie ihn zum Besuche einlud, so versprach er am folgenden Tage aufzuwarten.

Dieser ganze Zufall wäre nun für Eduarden wieder ganz gleichgiltig geworden, wenn ihn nicht der Gedanke befallen hätte, dadurch Zutritt in angesehenen Häusern zu erhalten, an dem es ihm, als einem ganz Fremden, bisher gänzlich gemangelt hatte, und wo er vielleicht am ersten doch einige Nachricht von Erichen erhalten konnte.

Sobald es daher am folgenden Tage schicklich war, ließ er sich bey der Marquise melden. Er betrat ihr Haus, wo ihn bald alles von der da herrschenden Pracht und Reich-

thum überzeugte; er ward nach dem Besuch-zimmer geführt, und nun sah er in der Marquise eines der reitzendsten Weiber Venedigs, welches er am vorgehenden Tage nicht hatte unterscheiden können, da sie verschleyert gewesen war. Für ihn war dieß freylich sehr gleichgiltig, denn sein Herz gehörte bereits der Schwedinn Isabelle — aber die Aufnahme, welche er hier genoß, war ihm nicht gleichgiltig. Mit der zärtlichsten Rührung dankte sie ihm für ihre Befreyung aus den Händen der Buben, welche sie mißhandelten, sie bath ihn, wenn er anders noch hier bleibe, seine Besuche zu vervielfältigen, sie behielt ihn beym Speisen, und Eduard hatte Zeit genug die Entdeckung zu machen, daß ihr Geist eben so gebildet, als ihr Körper sey. Sie war jung, Witwe, reich — doch — sie war nicht Isabelle.

Indessen verdoppelte Eduard seine Besuche, ohne von der eigentlichen Absicht seines Hierseyns etwas merken zu lassen, denn wenn Erich wirklich in Venedig war, so konnte er

nicht wissen, in welchen mächtigen Verbindungen dieser stehe, die dann, vorzüglich an einem Orte wie Venedig, sein Rachegeschäft leicht vereiteln könnten.

Bald führte ihn die Marquise in mehreren angesehenen Häusern auf, wo er überall auf das Beste aufgenommen wurde. Die Marquise besaß unferne von Venedig ein reitzendes Landgut, viel hatte er schon bey verschiedenen Gelegenheiten von dem prächtigen Garten gehört, welcher dort seyn sollte, es wunderte ihn, daß Vilano, nachdem sie, aus einem kleinen Zuge von Eitelkeit, ihn mit allen ihren Schätzen und Besitzungen bekannt gemacht, ihm das Landgut noch nicht gezeigt habe. Da er ein vorzüglicher Liebhaber von Botanik war, und der Garten eine schöne Sammlung ausländischer Gewächse enthielt, so ward dadurch sein Wunsch, diesen zu sehen, um so mehr noch rege, und als einst das Gespräch darauf fiel, bath er die Marquise, ihn doch hinauszuführen. Gerne sprach sie, würde ich es schon lange gethan haben, wenn nicht

ein sonderbarer Umstand obwaltete. Ich habe einen Anverwandten, ein liebenswürdiger junger Mann, der aber von einer unbesiegbaren Schwermuth überfallen ist, welche selbst eine Art von Menschenscheu in ihm hervorbringt. Er wohnt auf meinem Schlosse, hier ist der Garten sein gewöhnlicher Aufenthalt, wo er, der beynahe für alles abgestorben ist, sich bloß mit Aufziehung von Blumen beschäftiget. Da ich weiß, daß ihm nichts so unangenehm als der Anblick von fremden Menschen ist, da er wirklich das größte Mitleiden verdient, so wollte ich bisher auch seine Einsamkeit nicht stören. Freylich ist dieß sehr schädlich für ihn, und ich hätte schon längstens gewünscht, daß sich jemand fände, der sich bemühte seinen Kummer zu zerstreuen, aber ich weiß nicht, wie dieß möglich ist, da ich ihm mit meinem Ehrenworte versprochen habe, niemanden zu ihm zu führen. Doch eben fällt mir ein Gedanke bey: Wahrhaftig, nur ein Mann wie Sie vermag es am ersten ihn aufzuheitern;

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

ich bitte sie darum. Sie sind ein Fremder, fahren Sie hinaus, und besehen sie den Garten, ich werde Ihnen hiezu eine Anweisung an meinen Verwalter geben, aber gegen den melancholischen Anverwandten geben sie vor, aus eigenem Antriebe dorthin gekommen zu seyn.

Eduard war mit diesem Vorschlage vollkommen zufrieden, er hatte nun doppelte Ursache, neugierig zu seyn, und den folgenden Tag, als die Mittagshitze sich etwas gemildert hatte, fuhr er nach dem Landgute. Schon die Lage war äußerst romantisch und einladend — er betrat das Haus, und der Verwalter führte ihn bis zu dem Eingange des Gartens. Die Anlage war wirklich prachtvoll — der schönste Geschmack herrschte allenthalben, und es gab Plätze, die wirklich mit schwärmerischer Fantasie entworfen waren. Das monotone Rauschen eines Wasserfalles lockte Eduarden an, er ging dem Geräusche nach, und kam in eine Gegend, welche wegen den

dichten Bäumen in ewige Dunkelheit begraben war. Diese Gegend war die schönste des Gartens, ganz für ein Herz gestimmt, welches von Melancholie umlagert war. Selbst in düsterer Stimmung schritt Eduard vorwärts, und stand jetzt vor dem Wasserfalle, den er nachdenkend betrachtete. Jetzt sah er unferne in einer Laube eine männliche Gestalt liegen. Er schien zu schlummern. Dieß ist der Unglückliche, dachte sich Eduard, und schritt näher. Er konnte sein Gesicht nicht sehen, weil dieses mit beyden Händen bedeckt war. Ein Sandkorn knirschte laut unter dem Fußtritte Eduards, und der Fremde hob jetzt sein Haupt empor. Allmächtiger! schrie Eduard, und bebte einige Schritte betroffen zurück. Der Fremde stand auf, er trat näher — wie? rief er, wär's möglich, du lebst noch?

Eduard (bitter). Ich danke ja dir Erich die Rettung meines Lebens.

Erich. Wenn ich einer Freude fähig wäre, so würde dieß dein Anblick am ersten vermögen.

*

Eduard. Bey Gott! dein Anblick macht mich äußerst bestürzt. O daß ich gerade in diesem Hause, in dieser Stimmung dich treffen mußte!

Erich. Dein Blick ruht düster auf mir, ich bemerke die Spuren von Kummer in deinen Zügen. Freund, hast auch du gelitten, hat auch dir das Schicksal nie zu heilende Wunden geschlagen? O dann lasse uns wandeln mitsammen, und unsern Kummer gemeinschaftlich tragen!

Eduard. Ja auch mir schlug das Schicksal nie zu heilende Wunden, denn was einmahl der Tod entreißt, das kann keine Macht mehr zurückbringen.

Erich. Wen verlorst du?

Eduard. Einen theuren, innig verehrten Vater! Ein niederträchtiger Bube mordete ihn meuchelmörderisch, da der Greis dessen Liebe zu seiner Tochter nicht dulden wollte.

Erich (für sich). O Gott!

Eduard. Warum zitterst du, und erbleichest? — Ich bin ausgezogen, den Tod

des Vaters zu rächen. — Mein Familien-Nahme ist Fichtenthal.

Erich (laut aufschreyend.) Fichtenthal!

Eduard. Ha! wie dieß Wort ihn zu Boden schmettert, wie er wankend mich anstaunt. — O dieses Erbeben, dieses Erbleichen, beym Himmel! es ist ein giltigerer Beweis, als wenn das Geständniß mit Urkunden bekräftiget wäre. Seine Schuld steht mit Flammenschrift auf seiner Stirne geschrieben. Elender —

Erich. Bey Gott! Eduard keine Beleidigungen. Ja ich liebte deine Schwester, und dein Vater war grausam genug, diese Liebe zu zerstören. Er forderte mich zum Kampfe —

Eduard. Mann gegen Mann, und du hast ihn schändlich, hinterlistigerweise gemordet.

Erich. Ich habe es nicht.

Eduard. Willst du's noch läugnen — fand man nicht deinen Degen bey der Leiche liegen?

Erich. Ach wehe mir!

Eduard. So bist du denn entlarvt, niederträchtiger Bube!

Erich. Ha!

Eduard. Daß du mein Leben rettetest, ward dadurch vergolten, daß du in dem Hause des Vaters gepflegt, und gleichfalls dem Tode entrissen warst. Diese Verbindlichkeit ist nun aufgehoben, und ich stehe nun bloß als Rächer vor dir. Wie leicht wäre es mir, dich dem Gerichte zu überliefern.

Erich (wie außer sich). Dieß auch noch, (herabgestimmt) es mangelt mir ja an Beweisen vom Gegentheile.

Eduard. Doch ich will noch edel an dir handeln. Zieh deinen Degen, vertheidige dich —

Erich. Bey allem was dir heilig ist, beschwöre ich dich, zwinge mich hiezu nicht — wie, der Bruder der Geliebten sollte durch meine Hand bluten?

Eduard. Der den Vater morden konnte, kann ja auch den Sohn tödten, dann steht dir ja nichts im Wege.

Erich. O lasse ab.

Eduard. Zieh, sage ich, wenn du nicht haben willst, daß ich dich unbewaffnet durchbohre.

Erich. Hier meine Brust — durchstoße sie, denn ich kämpfe nicht mit dir.

Eduard. Nein wehrlos will ich dich nicht morden. Entscheide, entweder du kämpfest mit mir, oder ich brandmarke dich öffentlich. In deinem Vaterlande in ganz Deutschland, soll dein Nahme als Meuchelmörder und feiger Bube gebrandmarkt werden.

Erich. O halte ein!

Eduard. Also kämpfe.

Erich (unruhig). Ich kann nicht. Eduard um Gotteswillen! ich kann nicht.

Eduard (schlägt ihn mit der Degenklinge über den Rücken). So will ich dich dann als einen ehrlosen Schurken behandeln, und dich vor Gericht belangen.

Erich (schlägt an den Degen). Dieß kann ich nicht ertragen.

Eduard. Du kämpfest. —

Erich. Beym Himmel! ich muß, du nöthigest mich hiezu — o Eduard. —

Eduard. Verflucht das Wort, das noch aus deiner Lippe kömmt — vertheidige dich.

Wüthend drang er auf ihn ein. Erich wich, sich vertheidigend, zurück, als jetzt ein Pfiff im Gebüsche tönte, und vier Kerls hervorsprangen, welche sich zwischen die Kämpfenden warfen, und ihre gezückten langen Dolche Eduarden entgegen hielten.

Eduard. Was soll das? Zurück da, Lotterbuben, oder ich bahne mir einen Weg durch Euch.

Die Kerls. Keinen Schritt vorwärts, oder du bist des Todes.

Eduard. Zurück da, schon oft hat mir dieser Degen einen schwereren Weg gemacht.

Er suchte sich nun durchzuschlagen. Halt, halt! tönte jetzt eine Stimme, und hervor trat ein Mann in einen weiten rothen Mantel gehüllt, tief war der Federhut in seine Stirne gedrückt, in der rechten Hand hielt er ein gespanntes Pistol. Der es wagt, sich an Eduarden zu vergreifen, rief er, ist des Todes; und augenblicklich wichen die Kerls zurück. Geht, und führt Erichen aus dem Garten, fuhr der Fremde fort; die Bursche umgaben Erichen,

und verloren sich bald mit ihm hinter dem Gebüsche. Wer bist du, und wie soll diese ganze Scene sich enden? fragte Eduard, und stützte sich auf seinen Degen. Der Fremde schwieg einige Augenblicke, während welchen er tief nachdenkend auf und abging. Hier, sprach er endlich, als Eduard seine Frage ungestümmer wiederholte, hier ist der Ort nicht, dir von dem Enthüllung zu leisten, was nun vorfiel. Willst du aber heute um Mitternacht mich auf dem Markusplatze erwarten, dann soll dir vollständiger Aufschluß von allem gegeben werden. Du siehst mich mißtrauisch an? Bey Gott! von mir hast du nur Gutes zu gewarten. — Wir sehen uns also heute Nacht. Mein Nahme ist Roston, diesen merke dir wohl, damit du nicht einem Fremden dich zu erkennen gibst, denn nur der hat mit dir zu sprechen, der dir diesen Nahmen nennen wird.

Eduard. Und Erich? was ist mit Erich geschehen?

Der Fremde. Sey auch hierin unbekümmert. Wenn er deine Rache verdient hat,

so wird er ihr nicht entgehen. Der Mord deines Vaters war schändlich, und wehe, wehe seinem Mörder! Doch nun muß ich mich entfernen, auch für dich wird es gut seyn, wenn du zurückgehest, bevor die Dienerschaft des Schlosses durch den Auflauf rege wird. Sey ruhig, und vergiß nicht auf die heutige Mitternachtsstunde.

Schnell entfernte er sich, Eduard blickte ihm staunend nach, und verließ nun gleichfalls den Garten und das Landgut, mit hinlänglichem Stoffe zum Nachdenken versehen. Er kehrte nach der Stadt zurück; doch wollte er nun den Pallast der Marquise, wenn er es gleich versprochen hatte, nicht betreten. Wie hätte er dort erscheinen sollen? er stand an, ihr den Vorfall zu erzählen, denn da Erich ein Anverwandter von ihr war, so mußte sie sich durch Eduards Betragen natürlich beleidiget finden. Er begab sich also in ein Gasthaus, wo er sich in einem entlegenen Stübchen mit Wein labte.

Endlich war die Mitternacht nicht mehr ferne, und mit brennender Ungeduld begab sich Eduard auf den Markusplatz. Tiefe Todtenstille und Finsterniß herrschte allgemein, nur sparsam blickte das Licht des Mondes manchmahl hinter den vorüberschwebenden Regenwolken hervor. Eduard lehnte sich an eine Säule, und erwartete mit Ungeduld die Ankunft des Fremden. Jetzt endlich zeigte sich in der Ferne eine Schattengestalt, welche mit raschen Schritten die Straße herauf eilte. Sie nahm ihren Weg gerade auf Eduarden, es war ein Mann in einen Mantel gehüllt. Bist du Eduard? fragte dieser. Der bin ich, dein Nahme? — Roston — Gut: so haben wir uns gefunden. Und nun zur Sache. Was ist mit Erichen geschehen?

Roston. Er ist gerettet.

Eduard. Wie? gerettet? — wer waren jene Bursche, die ihn auf dein Geheiß fortführten?

Roston. Meine Diener; auf meinen Befehl entzogen sie ihn deiner Rachsucht.

Eduard. Ha Niederträchtiger! wer heißt dich meine Handlung zu vereiteln, nur ein Bube, wie Erich selbst, kann diesen seines Schutzes würdigen. So wahr ich lebe! du sollst es schwer büßen, mir das Opfer entrissen zu haben, das ich schon so mühsam suchte.

Roston. Höre mich an. Glaubst du nicht, daß selbst der größte Bösewicht manchmal fähig sey, eine gute Handlung auszuüben?

Eduard. Allerdings, wenn es sein Vortheil fordert, oder der Zusammenfluß der Umstände es nicht anders möglich machet.

Roston. Also aus eigenem Antriebe nicht?

Eduard. Nein.

Roston. Du irrst dich sehr. Kein Ding auf der Welt ist so räthselhaft als das menschliche Herz. Dieses ist's allein, in welchem die größten Widersprüche vereinbart sind. Auch der ruchloseste Mensch hat Augenblicke, wo die Begierde, Böses zu thun, schweigt, und er mit Antheil, nicht aus Nothwendigkeit, Gutes übt.

Eduard. Und wozu soll dieß alles führen?

Roston. Wenn nun Erich wirklich dieser Bösewicht ist, der so schändlich an deinem Vater handelte —

Edurd. Bleibt da noch ein Zweifel übrig?

Roston. Ich kann es nicht geradezu behaupten, denn ich sah deine Beweise nicht. Vorausgesetzt also, er sey wirklich jener Bösewicht, so kann doch auch er eine gute Handlung üben. Wisse also, daß er diese zu vollenden eben heute im Begriffe war. Deine Dazwischenkunft! deine Rache hätte ihn dann verhindert, und da, wo nun seine Bemühung Freude und Segen verbreitet hat, da würde nun nahmenloser Jammer herrschen. Darum habe ich dich verhindert, damit eher noch das Gute vollbracht werden möge. Nun magst du untersuchen, ob deine Rache an ihm gerecht sey, um selbe auszuüben; denn auch ich rufe mit dir vereint: Wehe, wehe dem Mörder!

Eduard. Welche ist aber die gute Handlung, die du so sehr anrühmest?

Roston. Folge mir, um dich zu überzeugen.

Eduard. Ich bin bereit. Doch so viel hast du mir noch zu beantworten. Woher dein Mitwissen von meinen und von Erichs Unternehmungen? Woher deine Bemühung?

Roston. Kann es dir nicht gleichgiltig seyn, wer ich bin? Genug, daß du meinen Nahmen weißt. Ich bin weder dein, noch Erichs Freund; die gute Sache findet stets einen Schutz, und jeder der Hülfe bedarf, kann auf meinen Beystand rechnen. Mehr vermag ich dir nicht zu sagen. Vielleicht werden wir uns in der Folge näher kennen lernen.

Während sie nun dieß, und noch mancherley andere Dinge sprachen, waren sie am äußersten Theile der Stadt angelangt. Roston führte Eduarden nach einem kleinen unansehnlichen Hause, dessen Thür geöffnet war. Sie traten ein, nahten sich einer Thür zur ebenen Erde, die Roston öffnete. Hier sahen sie nun in einer Ecke einen Mann auf einem Lehnstuhle sitzen, der in einen groben Sclavenkittel gehüllt war, sein Bart war lang gewachsen,

seine Miene sah bleich und abgehärmt aus, doch sein Auge lachte nun heiter und fröhlich; neben ihm stand ein junges, arm aber reinlich gekleidetes Weib, sie hielt einen Arm um ihn geschlungen, mit der Rechten reichte sie ihm eben ein Glas Wein dar; zwey kleine Kinder hatten sich um die Füße des Mannes geklammert, und in der Nähe saß ein steinaltes Mütterchen, welche ein noch unmündiges Kind auf ihrem Schooße wiegte, und weinte. Bey dem Eintritte Eduards schienen alle äußerst betroffen zu seyn. O laßt Euch in Eurer Freude nicht stören, sprach Roston, wir sind gekommen Theil hieran zu nehmen. Sieh Eduard, dieser Mann nennt sich Paolo, hier ist sein Weib, hier seine drey Kinder, da seine alte Mutter. Er ist ein Gondelfahrer, man kann aber sagen, daß er alles in allem sey, denn da ist keine Arbeit, kein Erwerb, zu dem er sich nicht gebrauchen ließe, nur um Geld zu erwerben. Du weißt wohl, daß bey solchen geringen Arbeiten der Lohn nicht allzugroß ist, und Paolo braucht viel, um alle diese zu er-

nähren. Er ist wahrhaftig einer der fleißigsten und ordentlichsten Menschen, die ich unter seinem Stande kenne. Ganz abgemattet von Arbeit begab er sich einst nach einer Schenke, um sich mit Branntwein zu laben, er hatte einen peinlichen Verdienst gehabt, und that sich gütlich; er fand da einen alten Bekannten, sie plauderten, zechten und betäubten ihre Sinne. Was Paolo noch nie gethan hatte, geschah nun, sie fingen an zu spielen. Paolo gewann, und seine Freude wurde aufbrausend, ungestüm. Paolo wollte sein gewonnenes Geld zurückgeben, und der Betrunkene nahm es nicht, sondern schalt ihn einen Betrüger und falschen Spieler. Es kam zu Thätlichkeit, sie schlugen sich herum, und die Wache kam dazu. Der eigentliche Unruhstifter entsprang; die Wache forschte, vernahm von den Umstehenden, daß Paolo als ein falscher Spieler angeklagt worden sey, und führte ihn ins Gefängniß. Vergebens flehten Weib und Kinder. Der Senat rüstet eben einige Kriegsschiffe aus, er hat Mangel an Matrosen, und Paolo ist ein

starker rüstiger Kerl. Er war zum Schiffsdienste verurtheilt, und da er für seinen Freund, der Schuld an seinem Unglücke war, gleiches Schicksal befürchtete, war er großmüthig genug diesen nicht zu verrathen, wofür er noch derbe gezüchtiget wurde.

Die alte Mutter, die kränkliche Gattinn, die unmündigen Kinder — was blieb ihnen übrig, da ihr Ernährer ihnen entrissen war? Erich erfuhr diese traurige Lage. Er entriß sich seiner Einsamkeit; er sprach mit einem vom Senate, und erfuhr, daß nur dann Rettung für Paolo möglich sey, wenn ein anderer gleich rüstiger Kerl für ihn gestellt würde, dieß mußte heute noch geschehen, da vielleicht morgen schon die Galeere absegelt. Rastlos war seine Bemühung, und nur dadurch, daß er mehr als fünffaches Lösegeld anboth, fand er endlich einen Burschen. Er war auf den späten Abend zum Senate bestellt, und bewirkte dort Paolos Befreyung. Sieh, wie glücklich diese kleine Familie gewor-

den ist. O daß du hättest zugegen seyn können, als so unvermuthet ihr Ernährer eintrat, und ihnen seine Befreyung ankündete! daß du gehört hättest die Segenswünsche, die sie unter Freudenthränen über ihren ihnen ganz unbekannt gebliebenen Retter aussprachen!

Genug, genug! rief Eduard, und trocknete sich selbst eine Thräne ab. Wer hat Euch denn während Paolos Gefangenschaft ernährt, fragte Roston. Ach Herr! erwiederte der Mann, eben heute hat mein Weib den letzten Rock verpfändet, um Brod zu hohlen. Die Noth war aufs höchste gestiegen, doch nun bin ich ja frey, nun will ich erst arbeiten nach Kräften, und ich werde dann den Schaden schon gut machen. Eduard griff in die Tasche, er schleuderte eine volle Börse hin, und eilte fort, um den Dank der Beglückten nicht zu hören. Roston eilte ihm nach. Wie nun, Eduard, sprach er, kannst du mich nun tadeln, daß ich Erichen deiner Rache entriß?

Eduard. Ach Gott! daß er an uns so handeln mußte.

Roston. Wenn er durch dich gefallen wäre — Paolo wäre für die Seinigen verloren gewesen, Verzweiflung hätte die Unglücklichen ergriffen, der Gram hätte Mutter und Gattinn aufgerieben, die Kinder wären vielleicht, vom Mangel gedrückt, zu Bösewichtern herangereift.

Eduard. O höre auf! Zu gut sehe ich es ein, zu welchem Danke ich dir verpflichtet bin. Mein Herz ist so voll; doch ich muß meinen Schwur, und meiner Pflicht getreu bleiben. —

Roston. Eine traurige Pflicht, über deren Wirklichkeit sich noch vieles sprechen ließe; doch auch ich rufe: wehe, wehe über den Mörder! Höre mich an. Es wird dir nicht schwer werden Erichen zu finden; mäßige deine Wuth, suche ihn vorher mit Gelassenheit zur Aufklärung der ganzen Sache zu bringen. Ueberhaupt aber würdest du sehr wohl thun, wenn du vorher nichts unternehmen würdest, bevor du mit mir noch einmahl gesprochen hast. Wir werden uns vielleicht bald wieder

sehen. Nun noch einen Rath, sey auf deiner Huth. Bringe der Marquise den gestrigen Vorfall mit Schonung bey, sie hält sehr auf ihre Ehre, und du brandmarkest ihren Anverwandten als einen Verbrecher — sey behutsam, du kennst Italien noch sehr wenig.

Mit diesen Worten drückte er Eduards Hand, und entfernte sich schnell. Staunend blickte ihm dieser nach. Was sollte er von dem seltsamen Menschen denken? Er verlor sich in Muthmaßungen, und kehrte nach seiner Wohnung zurück.

Am folgenden Tage ging er zu der Marquise, aber man bedeutete ihm, daß diese ausgefahren sey, und erst am folgenden Tage zurück kommen werde. Dieß kam ihm sonderbar vor, er ahnete, daß seine Unternehmung ihm bereits ihr Mißfallen zugezogen haben müsse. Er strich den Tag über in der Stadt umher, und da er die vorige Nacht nichts geschlafen hatte, so begab er sich zeitig gegen

Abend nach seiner Wohnung. Hier erinnerte er sich, seiner Schwester schon lange nicht geschrieben zu haben, es war noch früh, er brachte diesen und noch einige Briefe zu Stande, und wollte sich nun zur Ruhe begeben. Schon begann er sich zu entkleiden, als er leise an der Thüre seines Zimmers pochen hörte, diese öffnete, und Roston hereintrat.

Eduard. Wie? so spät noch besuchst du mich?

Roston. Mein Besuch hat Eile. Geschwind Eduard, ziehe dich an.

Eduard. Wozu das?

Roston. Dir drohet Gefahr.

Eduard. Welche?

Roston. Deine Unternehmung auf dem Landgute der Marquise ist bey ihr bekannt geworden. Leicht wäre sie doch noch zu besänftigen gewesen, aber sie hat einen alten Onkel; du kennst den alten Geronimo, er ist Senator, mächtig, stolz und nicht von dem besten Herzen. Auf nichts hält er so strenge, als auf den guten Ruf seiner Familie und

alles dessen, was auch noch so ferne ihn angehet. Durch dich glaubt er sein Haus entehrt, und kennt nun nichts als Rache. Du kennst seine Macht noch nicht ganz; ihm steht alles zu Geboth, und mancher schon, der seinen Absichten auf irgend eine Weise im Wege stand, wurde ins Gefängniß geworfen, und starb dort, ohne daß selbst der Senat das geringste davon wußte.

Eduard. Das ist schändlich!

Roston. Wir haben nun nicht Zeit, dieß zu untersuchen. Genug, auch dir drohet gleiches Schicksal. Wenn ich nur nicht zu spät kam!

Eduard. Wie? man könnte an mir so unredlich handeln?

Roston. Der Böse vermag alles.

Eduard. Meine Freunde — die gerechte Sache —

Roston. Ich bitte dich, höre nun auf zu sprechen, wahrhaftig, ich kann dir die Gefahr nicht groß genug schildern. Bist du einmahl in Geronimos Gewalt, dann wehe dir! dann

bist du auch so viel, wie verloren. Also flieh, ich bitte, ich beschwöre dich darum!

Eduard. Es sey, ich will deinem Rathe folgen.

Roston. Was willst du, daß du an der Klingel ziehest?

Eduard. Meinen Miethbedienten rufen, daß er meinen Koffer einräume.

Roston. Und dieß nennst du Flucht vor einer solchen Gefahr? Augenblicklich entferne dich, nimm deine Kostbarkeiten höchstens mit dir, und eile, so viel als möglich, ich begleite dich bis außer die Stadt, wo bereits ein Reisewagen deiner wartet. — Horch! was höre ich — dünkt dir nicht, den Tumult mehrerer Stimmen zu vernehmen?

Eduard. Es scheint so.

Roston. Harre meiner, ich werde nachsehen.

Er entfernte sich schnell. Eduard verbarg während dem seine Juwelen und Wechsel in seinen Busen. Roston blieb entfernt, der Tumult nahte sich, man kam an Eduards Thü-

re, er ergriff zwey gespannte Pistolen — die Thüre flog auf, und hereintrat die Wache des Senats. Mein Herr, sprach der Officier, ich übergebe Ihnen hier den Befehl des Senats, uns zu folgen.

Eduard. Wer hat in Venedig mit mir zu befehlen? Ich bin ein Fremder.

Der Officier. Sie sind Graf Eduard von Fichtenthal?

Eduard. Der bin ich.

Officier. Dann habe ich mich nicht verirrt. Es kommt mir nicht zu, die Sache zu untersuchen, sondern bloß den mir gegebenen Befehl in Vollzug zu bringen. Ich bitte Sie daher, legen Sie Ihre Waffen ab, die Ihnen nun nichts nützen können, und mich nur wider Willen nöthigen würden, Gewalt zu gebrauchen.

Eduard. Was ist mein Verbrechen?

Officier. (zuckt die Achseln.) Ich weiß es nicht.

Eduard. In wessen Nahmen werde ich verhaftet?

Officier. Im Nahmen des Senates. Senor Geronimo ist hier unterschrieben.

Eduard. Der Niederträchtige — Dieser Befehl ist falsch.

Officier. Mein Herr —

Eduard. Ich sage Ihnen, daß Ihr Befehl falsch sey — persönlicher Haß, den Geronimo gegen mich hat, ist's, der ihn antrieb, diesen Befehl auszustellen. Glauben Sie mir, ich bin nicht der Erste, den er auf diese Art verhaften und heimlich aus dem Wege räumen ließ, ohne daß der Senat das Geringste hievon erfuhr.

Officier. Ich kann und darf hierüber nicht urtheilen.

Eduard. Aber das können Sie doch, wenn ein Unglücklicher Sie darum bittet, daß Sie einem der Senatoren, doch einem, der nicht Freund zu Geronimo ist, das Sie wohl wissen, meine Lage entdecken, und ihn auf mich aufmerksam machen?

Officier. (gerührt.) So viel in meinen Kräften stehet, verspreche ich Ihnen auf

mein Ehrenwort zu leisten. Nun aber, verzeihen Sie, ich habe Ordre, nicht länger zu verweilen.

Eduard. Ich bin bereitet Ihnen zu folgen.

Die Wache nahm ihn in ihre Mitte. Wie sie an das Thor kamen, stand schon eine bedeckte Sänfte vor selbem, Eduard stieg ein, der Officier und zwey Mann Wache setzten sich zu ihm, und nun ging's so schnell als möglich fort. Von Roston ließ sich nichts hören und sehen.

Jetzt hielt die Sänfte stille, man öffnete die Vorhänge, und Eduard sah sich in einer düstern Halle, welche von einer einzelnen Lampe erhellt wurde. Ein Officier kam heran, Eduards Gefährte, der nun mit ihm ausstieg, gab diesem ein beschriebenes Blatt, und entfernte sich. Sie folgen mir, sprach dieser im rauhen Tone, die Wache nahm ihn in die Mitte, und verband ihm die Augen. Nun wurde er durch mehrere schallende Gänge fortgeführt, Schlösser und Riegeln rasselten auf

und zu, und jetzt endlich betrat er ein Gemach, in welchem man ihm ruhig zu seyn befahl.

Man ließ ihn allein, Eduard hörte von außen zuschließen; er riß sich nun die Binde von dem Gesichte, um seinen Aufenthalt zu betrachten, und fand sich in einem kleinen finsteren Gemache, dessen Fensterchen, das so hoch oben angebracht war, daß es hinaufzukommen nicht möglich, und stark vergittert war. Alles war so sehr und sorgfälig verwahrt, daß der Gedanke an Flucht gar nicht möglich seyn konnte.

Eduard warf sich kummervoll auf das Bette hin, das in einem Winkel stand, und leider nur zu oft schon von den Thränen solcher Unglücklichen, wie er nun war, mochte benetzt worden seyn. Hier überließ er sich ganz seinem Grame. Er konnte mit Recht nur das traurigste Schicksal ahnen; er erinnerte sich lebhaft an seine unglückliche, sich selbst überlassene Schwester, er erinnerte sich an jenes unbekannte Mädchen in Schwe-

den, wo seine Liebe zu ihr noch durch nichts unterdrückt worden war. Er überdachte seine Begebenheit mit Erichen, und da einmahl Haß gegen diesen tief in seinem Herzen eingewurzelt war, so blieb gar kein Zweifel mehr übrig, daß dieser die eigentliche Triebfeder seines jetzigen Unglücks sey; Erich war's, sprach er zu sich selbst, der Geronimo zu dieser schändlichen Handlung verleitete. Er konnte freylich auf diese Art sich am füglichsten vor meiner Rache sichern. Aber was sollte er von Roston denken? Wer war dieser Fremde, der sich gleich stark, sowohl für ihn, als für Erichen interessirte. Hatte er wirklich im Sinne ihn zu retten? oder, so sprach er, ist's der Haß in Geronimos Innern, den er gegen alles, was ihn umgab, nun hatte? oder war auch das Maske, daß er kam, um ihn zur Flucht zu ermahnen, um ihn vielmehr aufzuhalten, daß er der Wache nicht entwischen könne? So verlor er sich in Zweifel und ängstliche Besorgnisse.

Doch mehrere Tage verstrichen, und Edu-

ard erhielt weder nähere Aufklärung über sein Schicksal, noch auch Aenderung. Vergebens hatte er gehofft, vor das Gericht gebracht zu werden, wo er sich vertheidigen würde; vergebens sehnte er sich, seine Lage zu schildern, und einen der Senatoren zum Mitleiden zu bewegen, nicht nur, daß er keine Schreibmaterialien hatte, auch ein mündlicher Auftrag war unmöglich, denn er sah die ganze Zeit über keine menschliche Seele, da alle seine Lebensbedürfnisse durch eine an der Wand angebrachte eiserne Winde ihm zugewunden und abgeholt wurden. Seine Lage war schrecklich, aber noch weit mehr war's der Gedanke, hier vielleicht Jahre lang noch schmachten zu müssen.

Schon zwey Wochen waren vorüber, welche Eduarden länger als eben so viele Jahre dünkten. Im unruhigen Schlafe dahingestreckt lag er einst, als der fürchterliche Traum ihn ängstigte, daß man gekommen sey, ihn aus dem Gefängnisse zu holen, er sah sich

durch mehrere Gänge nach einem schwarz behangenen Saale bringen, wo das Gericht versammelt war; alle in schwarzen Mänteln und verlarvt, hier beschuldigte man ihn verschiedener gräßlicher Verbrechen, er widersprach, aber vergebens, man verurtheilte ihn zum Tode; ein schwarzer Vorhang wurde aufgerissen, hinter diesem stand ein Pflock, und der Henker mit dem Beile. Er schauderte zurück, er schrie, sich ängstigend über Ungerechtigkeit, er flehte um strenges Recht, vergebens, mit Gewalt schleppte man ihn zum Pflocke, der Henker schwang das Beil — und ein lauter Schlag weckte ihn von diesem schrecklichen Traume auf. Betäubt fuhr er empor, starrte wild um sich her, wo er sich befinde, als er jetzt aufs neue von Außen einen der schweren Riegel wegschieben hörte, welche die Thüre verwahrten. Dieses ungewöhnliche Kommen zur nächtlichen Stunde, vereint mit den Schreckenbildern des Traumes, mußte natürlich die Idee in ihm erregen, daß das, was er gesehen hatte, eine Ahnung war, die sich nun verwirk-

lichte, nämlich, daß man eile, ihn zum Tode zu führen. Aengstlichkeit befiel sein Herz, vergebens suchte er in den ersten Augenblicken die ihm sonst eigene Fassung zu gewinnen, er warf sich entkräftet auf das Lager zurück.

Jetzt öffnete sich die Thüre, und hereintrat ein einzelner schon ziemlich bejahrter Mann, Eduard starrte mit wilden Blicken nach ihm. Mein Herr, sprach dieser, ich bitte Sie mir augenblicklich zu folgen.

Eduard. Wohin?

Der Mann. Verzeihen Sie, aber ich muß Sie ersuchen, keinen Laut von sich zu geben — unser Gang ist geheim und verborgen, auch ist Eile nothwendig.

Eduard. Es sey, ich folge. Das Schicksal wird die unnatürliche Grausamkeit rächen, welche an mir begangen wird.

Der Mann. Ich bitte, lassen Sie sich dieses Tuch vor die Augen binden.

Eduard. Wie du willst, ich bin zu allem bereitet.

Die Augen waren verbunden; der Mann

ergriff nun seine Hand, und führte ihn aus dem Gemache, welches er sorgfältig hinter ihm zuschloß.

Nun gingen sie bald mehrere Stuffen abwärts, Eduard hörte ein kleines Pförtlein öffnen — er fühlte freye Luft, man nahm ihm die Binde von den Augen, und er befand sich am Ausgange des Gebäudes, in dem er verschlossen worden war. Eine Sänfte wartete seiner, der Mann hieß ihn einsteigen, und kaum war er in selber, als es in größter Eile vorwärts ging. Eduard wußte sich gar nicht zu erklären, was dieß zu bedeuten habe. Er konnte deutlich zwischen den Vorhängen der Sänfte sehen, daß der Weg durch die Stadt, und endlich außer dieselbe ging. Ungefähr eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, hielt die Sänfte, man öffnete sie von außen, ein einzelner Mann in einen Mantel gehüllt, stand vor Eduarden, mit einer Larve vor dem Gesichte. Wie dieser ausstieg, schloß ihn der Fremde in seine Arme. Wohl mir, rief er, daß du gerettet bist.

Eduard. Gerettet bin ich? Wär's möglich — gerettet von dem schrecklichen Gerichte?

Der Verlarvte. Es gelang mir, dich dem Tode zu entreißen, der schon über dich verhängt war, und in wenig Tagen vollzogen werden sollte.

Eduard. Und wer, wer bist du, dem mein Wohl so sehr am Herzen liegt? Du bist nicht Roston, dieß erkenne ich aus der Stimme.

Der Verlarvte (sinkt gerührt in seine Arme.) Dein Freund bin ich, beym Himmel! — Doch genug nun, dort steht ein Reisewagen. Du hast Eile nothwendig, denn wenn deine Flucht ruchbar wird, wird man allenthalben Späher aussenden, suche also wenigstens eine Tagreise Vorsprung zu gewinnen.

Eduard. Wie sehr bin ich dein Schuldner, aber ich kann mich nicht trennen von dir, bevor ich dich nicht näher kennen gelernt habe.

Der Verlarvte. Verlange dieß nicht, noch kann und darf ich mich dir nicht zeigen.

Vielleicht einst, Eduard, wenn das Schicksal den Schleyer des Geheimnisses zerreißt.

Eduard. Ha! diese Stimme — du bist — ja, bey Gott, du bist Erich!

Erich (nimmt die Larve ab). Ich bin's — du hast mich erkannt; denn vom Gefühle übermannt, vermochte ich nicht länger mehr den Ton meiner Stimme zu verstellen.

Eduard. Und du — du hast mich gerettet?

Erich. So ist es — doch wozu das, ich bitte dich, du hast Eile nöthig.

Eduard. Erich, Erich! so können wir nicht scheiden.

Erich. Ich verstehe dich Nach Rache dürstet dein Herz, und du hast Recht, daß du dich durch das, was ich für dich gethan habe, nicht irre leiten lassest. Es sey, ich bin bereitet, dir in jedem Falle Genugthuung zu leisten — nur jetzt vermag ich es nicht. Selbst um deine Flucht noch länger zu bemänteln, ist meine Gegenwart in Venedig nothwendig. Nimm deinen Weg nach Padua, dort steige

in dem besten Gasthofe unter dem Nahmen eines Grafen Montebianco ab, und harre meiner. Mein Ehrenwort gebe ich dir, daß du nicht lange auf mich wirst warten dürfen, unter diesem Nahmen werde ich dich aufsuchen.

Eduard. Gut, ich folge deinem Antrage.

Erich. Wir werden uns dann nur als Feinde sehen. Aber nun — o nun lasse mich wenigstens noch als Freund scheiden — o ich bin nun, da ich weiß, welcher Gefahr ich dich entrissen habe, nicht in der Stimmung Groll zu hegen — mir ist so wohl ums Herz — gönne mir doch nur eine, o nur eine herzliche Umarmung noch!

Eduard (schließt ihn mit Inbrunst an sein Herz). Ach Erich! wie glücklich hätten drey Menschen seyn können —

Erich (wehmüthig). In Padua sehen wir uns wieder.

Er riß sich los von Eduarden, und ver-

lor sich bald hinter dem Gebüsche. Traurig sah ihm dieser nach; o Gott! warum mußte dieser Mensch so tief fallen, rief er, und trocknete sich eine Thräne aus dem Auge. — Doch die nahe Gefahr hieß ihn nun auf seine Sicherheit bedacht seyn. Er eilte dem Reisewagen zu, und befahl dem Kutscher, den Weg gegen Padua zu nehmen. Die Peitsche knallte, und der Wagen rollte mit Windesschnelle fort. Ohne die mindeste Gefahr erreichte er die Stadt, wo er in dem besten Gasthofe, so wie ihm Erich angetragen hatte, unter dem Nahmen eines Grafen von Montebianco abstieg. Hier war sein erstes Geschäft einige Wechsel einzucassiren, denn all sein baares Geld und seine Kleidung war in Venedig zurück geblieben.

Einige Wochen strichen vorüber, und schon wähnte Eduard, daß Erich nur, um ihm zu entkommen, sich dieser List bedient habe, als er eines Abends bey seiner Nach-

hausekunft ein Billet an den Grafen von Montebianco fand, er öffnete es und las.

»Eduard!

Ich habe alle meine Angelegenheiten in Ordnung gebracht, und bin bereit ein Daseyn zu verlassen, das mir nur zu lange schon zur Last geworden ist. Doch wünschte ich gerne, jene dunkle Hülle zu zerreißen, welche über meine früheren Begebenheiten verbreitet ist. Zwar vermag ich selbst es nicht vollkommen, aber ich traue auf deinen Edelmuth, daß du auch auf das, was wahrscheinlich ist, trauen wirst, wenn ein redlicher Mann dir bürgt. Ich erwarte dich, doch kann ich nicht öffentlich mit dir sprechen. Geronimo hat Verdacht, daß ich deine Befreyung mitwirkte, er läßt mich beobachten, und es könnte leicht zu deinem Unglücke gereichen. Morgen nach Anbruch der Nacht wird ein vertrauter Diener dich auf dem großen Platze erwarten, und zu mir führen. Bringe Degen oder Pistolen mit, ich bin auf alles gefaßt, wenn es nun einmahl

nicht anders seyn soll, vielleicht aber gelingt es mir deinen harten Sinn zu lenken.«

Schwerlich, schwerlich, lächelte Eduard bitter, und barg den Brief in seinen Busen. Doch, was will ich! rief er, soll ich denn den tödten, der mir schon zweymahl mein Leben rettete — o hätte er lieber das meinige mir genommen, und meinen Vater verschont. Der Grausame, der Niederträchtige! Nein, nein, ich muß meinem Schwure treu bleiben, ich muß den schändlichen Mord rächen. —

So schwebte er zwischen Entschluß und Zweifeln, und brachte die Nacht und den folgenden Tag in größter Unruhe hin. — Endlich rückte der Abend heran, und Eduard, voll Ungeduld, hüllte sich in seinen Mantel, und begab sich nach dem bezeichneten Orte. Er hatte keine Pistolen mit sich genommen, bloß den Degen hing er um. So lehnte er sich an eine Ecke, und versank in tiefes Nachdenken. Immer nächtlicher und düsterer ward's um ihn her, niemand ging mehr über den leeren Platz. Eduard schritt jetzt voll Ungeduld auf und ab,

als er jetzt jemanden durch eine Gasse heraufschleichen, und dann gerade auf ihn zuschreiten sah.

Ich bitte um Ihren Nahmen, sagte er zu Eduard.

Eduard. Graf von Montebianco.

Der Mann. Dann bin ich am rechten Manne. Ich bitte Sie mir zu folgen.

Eduard. Wohin?

Der Mann. Erich erwartet Sie.

Eduard. Ha, Erich! (für sich) O Gott, welch ein schwerer Gang! (gefaßt) Ich bin bereitet. Leite mich.

Der Mann führte ihn nun nach der Straße, von der er hergekommen war. Wie sie nun eine Ecke umbogen, stand ein Wagen mit vier Pferden bespannt. Der Mann bath Eduarden einzusteigen.

Eduard. Wozu das?

Der Mann. Um zu Erichen zu kommen. Der Weg zu Fuß ist zu beschwerlich.

Eduard. Wie? Ist er nicht in der Stadt?

Der Mann. Nein — eine halbe Stunde außer derselben erwartet er Sie auf einem Landgute.

Eduard. Höchst sonderbar — doch was habe ich noch zu überdenken. — Öffne den Schlag. — Wer sitzt in dem Wagen?

Der Mann. Ein Wundarzt, den Erich zugleich abholen ließ, wozu, weiß ich nicht, doch ich vermuthe wohl, daß es hier auf einen Zweykampf abgesehen seyn müsse, weil ihm sein Bedienter heute die Pistolen zurechte richten mußte.

Eduard. Gut, ich eile.

Er stieg ein — der Schlag wurde zugemacht, die Peitsche knallte, und rasch ging's nun fort, so schnell die Pferde ausgreifen konnten. Im Wagen war's sehr dunkel, Eduard konnte nicht unterscheiden, wie der Mann aussah, der neben ihm saß, es kümmerte ihn auch wenig, er hatte hinlänglichen Stoff zum Nachdenken. Er hüllte sich daher in seinen Mantel, und lehnte sich in eine Ecke des Wagens. Endlich erinnerte er sich, daß schon eine

weit längere Zeit vorüber sey, als man ihm anfangs gesagt hatte. Der Kutscher hatte sich geirrt, antwortete eine rauhe Baßstimme, und hat also einen andern Umweg nehmen müssen. Eduard schwieg, und abermahls ging's weiter. Jetzt hörte Eduard das Traben von Rossen neben dem Wagen, gleich als ob Reiter selben begleiteten — er horchte lange. Wer ist's, der den Wagen zu Pferde begleitet? fragte er. Ich weiß es nicht, war die Antwort; und abermahl herrschte tiefe Stille. Wird's noch lange werden? fragte Eduard jetzt, dessen Geduld ein Ende zu nehmen drohte. Bald, bald — erwiederte sein Gefährte. Zum Teufel? fragte Eduard, mir kommt die Sache nicht richtig vor, was geschieht da — wo bringt man mich hin — warum wird nicht geantwortet? (nach dem Degen greifend.) Antworten sollen Sie. Aber keine Antwort folgte, der Mann zog an der Klingel, und der Wagen hielt; er sprach jetzt in einer fremden Sprache einige Worte zum Schlage hinaus, dieser wurde nun aufgerissen, und noch einer

stieg rasch in den Wagen. Mein Herr, sprach dieser zu Eduarden, ehe er sich noch hierüber beschweren konnte, ich erbitte mir ihren Degen.

Eduard. Den Tod dem, der noch einmahl diese Forderung wagt.

Der Fremde. Bevor Sie zur Thätigkeit schreiten, bitte ich Sie außer den Wagen zu sehen, der Mond leuchtet hell genug, um gewisse Dinge auszunehmen.

Eduard. Was sehe ich — vier Reiter mit gespannten Pistolen?

Der Fremde. Wenn es nicht so finster im Wagen wäre, so würden Sie sehen, daß auch wir so bewaffnet sind. Dieß mag dazu dienen, daß Sie wohl einsehen werden, daß ihre Gegenwehr und Weigerung wenig nützen würde. Nehmen Sie aber auch zugleich die Versicherung, daß Sie nicht das geringste zu befürchten haben werden. Sie mögen also Ihren Degen behalten, doch unter dem Bedinge, daß Sie nicht die geringste Gewaltthätigkeit ausüben, die ohnehin nie von Nutzen seyn würde.

Eduard. Aber enthüllt mir doch nur, was man mit mir vorhabe?

Der Fremde. Man will Sie von einer Ungerechtigkeit hindern.

Eduard. O wie schön ausgedacht — das ist Erichs Werk.

Der Fremde. Sie irren sich.

Eduard. Genug nun der Zögerung, nur zu lange schon hörte ich eurem albernen Gewäsche zu, und ich kann wahrhaftig selbst nicht begreifen, woher ich so viele Fassung nahm, (rasch den Degen ziehend) Schurken ihr, ich habe mich wohl oft schon durch Mehrere durchgeschlagen.

Er fühlte sich, wie er aufstand, schnell von dem, der neben ihm saß, ergriffen, der andere fiel ihm in den Arm, sie rangen mitsammen, doch der Raum war zu enge, Eduard konnte den Degen nicht führen, und auch den Schlag nicht öffnen, um auszuspringen; er ward also entwaffnet, und mußte nun wohl der Nothwendigkeit weichen. Man bath ihn ruhig zu seyn, und sich gelassen in sein

Schicksal zu fügen, wo man ihm noch einmal die Versicherung leistete, daß er nicht das geringste Üble zu befahren haben werde.

Was konnte Eduard nun vornehmen? Er mußte sich wohl der Nothwendigkeit fügen. Er lagerte sich schweigend in den Winkel des Wagens. Mit verbissener Wuth sann er vergebens auf ein Mittel sich zu retten, und schwur gedoppelte Rache an Erichen zu nehmen.

Endlich brach der Morgen heran. Weit, weit von Padua waren sie schon entfernt, sie waren nicht auf der Straße geblieben, sondern fuhren auf Nebenwegen weiter. Als sie einer kleinen Aue sich nahten, da hielt der Wagen stille, und jetzt kam ein Reiter mit vier ledigen Pferden heran, diese wurden nun mit jenen gewechselt, welche bisher an den Wagen gespannt gewesen waren, und aufs neue gings in vollem Jagen fort. Eduard knirschte vor Wuth mit den Zähnen, aber sein Ingrimm ward ohnmächtig.

Als man nun abermahl bis gegen Abend fortgefahren war, hielt man an einer entlege=

nen Schenke. Einer der Reiter brachte bald Wein und Braten für Eduard und die Übrigen, man labte sich, während die Pferde abermahl umgespannt wurden, und hierauf ging es wieder die ganze Nacht vorwärts. Doch genug, die Reise währte noch viel Tage, und Eduard kam nicht aus dem Wagen, als wenn ein Bedürfniß es forderte, und dann wurde er aufs sorgfältigste bewacht. Vergebens war alle seine Bemühung gewesen, zu entkommen.

Er war einst eingeschlafen; da er schon mehrere Nächte unruhig zugebracht hatte, so begann sein Schlaf immer fester und anhaltender zu werden — und er erwachte erst gegen Anbruch des Tages — sobald seine Sinne sich gesammelt hatten, bemerkte er, daß der Wagen sich nicht mehr wie vorher bewege, sondern ganz stille stehe — noch wars sehr dunkel, weil die Vorhänge ganz herabgelassen waren — er sah nun auch, daß seine zwey Gefährten nicht mehr im Wagen sich befanden;

im Augenblicke erwachte der Gedanke in ihm, sich durch Flucht zu retten, er suchte den Schlag zu öffnen, es gelang ihm, und rasch sprang er aus. — Wie staunte er, als er keinen seiner vorigen Begleiter mehr sah, als er bemerkte, daß der Wagen leer in einem dichten verworrenen Gebüsche stehe, und sogar die Zugpferde ausgespannt waren? Entweder man hatte mit Vorbedacht den Augenblick benützt, wo er in festen Schlummer versunken war, um sich zu entfernen, und auch frey war, oder man glaubte sich sicher genug, und war um andere Pferde geeilt. Vielleicht lauschte dennoch ein Wächter in der Nähe. Sey es nun wie immer, so war er entschlossen, eher zu sterben, als sich noch einmahl fortschleppen zu lassen. Schon wollte er schnell nach dem Gebüsche eilen, als er sich erinnerte, sein Tuch im Wagen liegen gelassen zu haben. Er öffnete den Schlag, und jetzt sah er, daß auf dem Sitze, dem seinigen gegenüber, sein Degen und ein Brief lag. Die Aufschrift war an ihn selbst. Rasch nahm er den Degen, und entfaltete

mit immer steigender Begierde das Blatt. Er las:

»So niederträchtig dir die Behandlung dünken mag, die an dir verübt worden war, so war sie doch das einzige noch übrige Mittel, das größte Unglück zu verhindern. Du hast deine Freyheit wieder, du befindest dich an der Gränze von Piemont, und wirst in Navarra deine Wechsel und alles, was du in Padua zurückließest, unter beyliegender Adresse wieder finden. Bemühe dich nicht zu erfahren, wer so an dir gehandelt habe; einst wirst du, wenn es Zeit seyn wird, alle jene Dinge enthüllen, welche jetzt noch mit dem Schleyer des Geheimnisses verhüllt seyn müssen.«

Verflucht seyen diese eure Geheimnisse und eure ganze Unternehmung! rief Eduard, und knirschte vor Ingrimm mit den Zähnen. Doch was sollte er hier noch länger verweilen. Er eilte nun aus dem Gebüsche zu kommen, aber gänzlich unkundig des Wegs wollte er sich noch immer mehr in selbes vertiefen, als ein einzelner Mann aus dem Strauchwerke her=

vor kam. Es war ein einsamer Klausner, deren es damahl allenthalben gab. Wahrscheinlich hast du dich hier im Gebüsche verirrt, sprach er zu Eduarden, und wie ich sehe, bist du es noch mehr zu thun im Begriffe — denn der Weg, den du eingeschlagen hast, führt nach dem dichtesten Theile der Waldung.

Eduard. So leite mich zu dem Auswege, ich bitte dich darum.

Klausner. Willst du nicht vorher in meiner Wohnung einsprechen? Der Weg bis zu dem nächsten bewohnten Orte ist weit, ein Ungewitter zieht sich am Himmel zusammen, welches seinem Ausbruche nahe ist, es muß dich ereilen, ehe du einen Zufluchtsort erreichest. Viel habe ich nicht, doch das Wenige, was ich besitze, kannst du ruhig unter meinem sicheren Obdache verzehren.

Eduard nahm den Antrag des Greisen willig an, er hatte ohnehin den vorhergehenden Tag wenig genossen, und fühlte das Bedürfniß nach Labung mehr als jemahls; er folgte also dem Greise, der ihn abseits nach

dem Gebüsche leitete, und bald nach einer einsamen Hüte führte, die sich auf einer mäßigen Ebene befand, ringsum von Obstbäumen umgeben. Die Lage war sehr angenehm und romantisch. Sie traten ein, Armuth herrschte zwar hier, aber alles war rein und niedlich. Ein Lager von Matten, ein Tisch und Stuhl, ein Kreutz, ein Todtenkopf und einige Bücher machten die ganze Habseligkeit des Klausners aus. Freundlich both er Eduarden Platz, und eilte um ein kleines Frühstück zu beschicken. Eduard nahm Platz auf dem Lager, und sank bald in tiefes Nachdenken. Das Heulen des Sturmes, der sich nun plötzlich erhob, und bald vom Donnergerassel begleitet war, schreckte ihn aus seinem Tiefsinn auf, er schritt langsam auf und ab, als jetzt endlich der Greis eintrat, und das kleine Mahl auftischte. Sieh wie gut ich's meinte, sprach er, daß ich dir abrieth nun weiter zu gehen. Schon ist das Ungewitter ausgebrochen, und der Regen strömt in lauten Güssen herab. Hier kannst du ruhig

bleiben, und morgen früh werde ich dich weiter führen. Labe dich mit dem Wenigen, das ich dir bereiten konnte.

Eduard nahm Platz am Tische, aber Unruhe folterte sein Herz, er hatte alle Sehnsucht nach Labung verloren, tiefe Seufzer schwellten seine Brust. Forschend ruhte das Auge des Klausners auf ihm. Du magst wohl sehr vielen Kummer erdulden, sprach er, o daß ich es vermöchte, wo nicht dich aufzuheitern, doch den Balsam des Trostes dir zu reichen!

Eduard. Dieser Wunsch ist vergeblich; Trost kann mir nicht werden.

Greis. Wehe dem Menschen, der an diesem verzweifelt!

Eduard. Ich fasse Zutrauen zu dir, und will dir meine ganze Begebenheit mittheilen.

Er erzählte.

Sieh nun, fuhr er fort, ob ich nicht Ursache zum Kummer habe. Der Tod meines Vaters liegt schwer auf meinem Herzen. Ich sehne mich den schändlichen Mörder zu strafen,

und stets werde ich durch unerklärbare Zufälle hieran verhindert. Ich kann die Dunkelheit dieser Umstände nicht enthüllen, es ist mir kaum möglich zu glauben, daß der Bösewicht selbst der Urheber seyn sollte, und ich wüßte nicht, wer sich so um mich, oder um ihn interessiren könnte. — Ich werde wie ein Ball auf dem stürmenden Meere herumgeschleudert. Ach! und von meiner im Innersten des Herzens verschlossenen Liebe will ich gar nicht sprechen — diese wird wohl nie ihre Befriedigung erhalten.

Greis. Wie sehr bedaure ich das Schicksal deines Vaters! Diese That war schändlich; aber junger Mann, bevor ich weiter spreche, will ich dir nur in Kürze meine eigene Begebenheit erzählen. . . .

Auch ich war Soldat, auch ich lebte einst froh und glücklich. Allenthalben war ich geliebt, und vermöge meinem Stande und Vermögen, hatte ich die schönsten Aussichten zum Lebensgenusse. Ich liebte ein edles Mädchen,

ihr Besitz konnte mein Glück krönen, und nachdem ich standhaft viele Hindernisse beseitiget hatte, ward sie meine Gattinn. Ich mußte zum Heere; wie schwer trennte ich mich von ihr, wie heilig waren die Versicherungen ewiger Treue! Ich zog ins Feld, ich kämpfte tapfer, aber nicht mehr mit dem ehemahligen Muthe, ich bangte nun für mein Leben, da ich auch für mein geliebtes Weib zu sorgen hatte. Plötzlich erhielt ich einen Brief von einem meiner Freunde, wo er mir berichtete, daß ein Fremder auf meinem Landgute angekommen sey, und in einem sehr vertrauten Umgange mit meiner Gattinn lebe. Du kannst dir meine Verzweiflung denken. Noch überließ ich mich ganz meinen stürmenden Gefühlen, als man zum Gefechte blies. Ich eilte ins Treffen, und wurde verwundet. Meine Wunde war weder tödtlich, noch von großer Bedeutung, doch ich benützte diese Gelegenheit, forderte meine Entlassung, und eilte nun nach meinem Landgute; für andere Gefühle, als für Rache, hatte ich gar nicht Raum in mei-

ner Seele. In der Nähe meines Schlosses machte ich Halt, ich kleidete mich um, um nicht so leicht erkannt zu werden. Rachedürstend eilte ich nach dem Garten, um von da in den Hintertheil des Schlosses zu kommen, doch ich durfte mein Opfer nicht lange suchen. Ich nahte mich einer Laube, ich hörte die Stimme meiner Gattinn, ich blickte durchs Gebüsche, Himmel! welch ein Anblick, ich sah den Fremden neben ihr sitzen, seinen Arm um ihren Nacken geschlungen. Meine Wuth war gränzenlos, verzweiflungsvoll stürzte ich hervor, ich brannte meine Pistole auf den Treulosen ab, und mit einem lauten Schrey stürzte meine Gattinn sterbend zu Boden. Rasch riß ich den Degen aus der Scheide, ich hörte die Stimme meines Gegners nicht, ich drang auf ihn ein, er vertheidigte sich gezwungen, und fiel durch meine Hand. Ich verzeihe dir, rächelte er, schuldlos hast du uns beyde gemordet. Jahrelang war ich von meiner geliebten Schwester getrennt, wir liebten uns so innig. — Mehr vermochte er nicht zu sprechen. Er sank

in den Arm des Todes. Gott! es war der geliebte Bruder meiner Gattinn gewesen, von dem sie mir schon so viel erzählt hatte. Das Grausen des Mordes befiel mich, ich floh; nirgends fand ich Ruhe, schrecklich waren die Qualen des regen Gewissens, bis ich mich endlich in diese Einsamkeit begab; ach! auch nun nach so vielen Jahren ängstigen mich die Schreckenbilder der Gemordeten fürchterlich.

O Jüngling! laß ab von Rache, ich bitte und beschwöre dich darum. Glaube mir, die Stimme des Innern ist der schrecklichste Rächer. Überlasse den Bösewicht seinem Schicksale, und er hat schon für sich die Hölle auf Erden.

Lange noch sprach der Greis in diesem Tone, tief gerührt hörte Eduard zu, und schwangte zwischen Erfüllung seines Schwures und Verzeihung. Doch — zur Rechenschaft beschloß er Erichen zu ziehen, das Geständniß wollte er von ihm erpressen, und dann ihm verzeihen; dieß war sein endlicher Entschluß, und diesen billigte auch der fromme Klausner im höchsten Grade.

Gerührt und dankbar verließ Eduard am folgenden Morgen die Hütte des Klausners, der ihn noch eine ansehnliche Strecke begleitete, und dann mit der abermahligen Bitte, ja seine Rachgierde zu zähmen, von ihm Abschied nahm. Bald erreichte Eduard ein Dorf, von wo aus er sich nach Navarra bringen ließ. Er fand an dem bezeichneten Orte bey einem Banquier alle seine Wechsel und Habseligkeiten richtig depositirt, ohne auch hier erfahren zu können, wer sie überbracht habe, da dieß von ganz unbekannten Menschen geschehen sey. Der Banquier both Eduarden zugleich Aufenthalt in seinem Hause an, welche auch dieser annahm, und bald Ursache hatte, hierüber froh zu seyn, denn eine Schwäche, die schon einige Zeit ihn befallen gehabt hatte, wandelte sich nun allmählig zu einer Krankheit um, die immer mehr und mehr bedeutend wurde, und schwerlich würde er, in was immer für einem Gasthofe, die gute Pflege genossen haben, die ihm hier zu Theil wurde.

Doch lange genug haben wir ihn auf sei-

nen seltsamen Abenteuern begleitet, wir wollen nun auch sehen, wie es indessen seiner Schwester Amalie ging.

Jeder Brief, den sie von Eduarden erhielt, und worin ihr dieser berichtete, wie nahe er auf Erichs Spur sey, erregte aufs neue ihre stürmenden Gefühle, denn immer noch hatte sie sich vergebens bemüht, ihre Liebe gegen ihn gänzlich zu unterdrücken. Traurend und wehklagend floßen ihre Tage dahin. Der Zufall fügte es, daß ein Edelmann aus Italien, der sich auf Reisen befand, in ihrem Schlosse einsprach; er wurde auf das freundlichste empfangen und bewirthet. Guido, so nannte er sich, war ein Mann in seinen besten Jahren, wohl gebaut, nicht unangenehm vom Gesichte, ja er würde liebenswürdig gewesen seyn, wenn nicht ein wilder Blick seines Auges, den er vergebens zu verbergen sich bemühte, ihn abschreckend gemacht hätte, und auf ein stürmisches Herz, auf einen wilden Charakter hätte

schließen lassen. In wie weit dieser Schein mit der Wirklichkeit harmonirte, wird die Folge lehren. Genug, Guido sah Amalien, und sein Herz entbrannte sogleich in heftigster Leidenschaft gegen sie. Zu eingebildet auf seine Vorzüge, suchte er nicht erst des Mädchens Herz zu erforschen, ob sie denn auch zur Liebe gegen ihn geneigt sey, er benützte die nächste Gelegenheit, die sich schicklich darboth, und enthüllte Amalien, zwar zudringlich, doch nicht unbescheiden, seine Empfindungen gegen sie. Amalie war über das freye Geständniß betroffen, und versicherte ihn geradezu, daß ihr Herz nie einer Liebe fähig sey, und daß er sehr wohl daran thun würde, sie ein für allemahl mit so ähnlichen Anträgen zu verschonen. Guido war äußerst betroffen; er hatte im Gebiethe der Liebe selten einen Fehlwunsch gethan, um wie viel mehr mußte ihn, der so ganz für sich selbst eingenommen war, Amaliens standhaftes Betragen befremden. Sein Unmuth erwachte in hohem Grade, er überlegte, wie vielfachen Gewinn er durch eine Verbindung

mit Amalien, auch seine Liebe ganz beiseitiget haben würde, denn auch seine Vermögensumstände waren nicht die besten, er fühlte sich äußerst gekränkt, ja durch Amaliens kurze Abweisung und den Umstand, daß sie sich seitdem nicht mehr vor ihm sehen ließ, auf das höchste beleidigt. Würde sein Herz weniger gegen sie in Leidenschaft entbrannt gewesen seyn, er würde sich ganz seinem Lieblingsgefühle, der Rache, überlassen haben. Doch nun entschloß er sich, vielmehr alle Kräfte aufzubiethen, seinen Zweck zu erreichen. Nichts schien ihm deutlicher und gewisser zu seyn, als daß Amalie bereits einer früheren Liebe ihr Herz gewidmet haben müsse; er suchte dieß zu erforschen, und niemand schien ihm dazu tauglicher zu seyn, als der alte Schloßverwalter, der mit allen Vorfällen des Fichtenthalischen Hauses bekannt und durch Geld leicht zu allem zu bereden war. Guido hatte sich in seiner Meinung nicht geirrt. Er erfuhr bald den ganzen Zusammenhang der früheren Begebenheiten, und zugleich von dem geschwätzigen Alten eine ordentliche

Chronik der ganzen Gegend. Guido war schlau genug, seine Absichten zu verbergen; er nahm Abschied von Amalien, dankte für seine Bewirthung, versicherte, daß er nun nach Frankreich reisen werde, und ließ nichts mehr von sich weder hören noch sehen. Amalie hatte einen Menschen bald vergessen, an dem ihr ohnehin so wenig gelegen war; ganz andere Dinge beschäftigten ihr Nachdenken. Sie hatte schon eine geraume Zeit von Eduarden keinen Brief erhalten, der Graf von Morheim, der ihr versprochen hatte, ihren Bruder auf andere Gesinnungen zu bringen, ließ nicht das geringste von sich hören, und selbst ihr Bruder machte nicht die geringste Erwähnung, den Grafen gesehen zu haben. So strich eine geraume Zeit dahin. Unvermuthet erschien ein Bedienter in der Livrey des Grafen von Morheim mit einem Brief an Amalien. Hastig erbrach sie ihn, und las:

»Theuerstes Fräulein!

Ich habe mein Wort redlich gehalten, Ihre Sache zwischen Eduarden und Erichen ist

vollkommen ausgeglichen, so zwar, daß ihr Herz wahre Freude empfinden wird. Wie gerne wäre ich sogleich zu Ihnen geeilt, um Ihnen die frohe Nachricht näher zu enthüllen, aber ich kam sehr krank auf meinem Schlosse an, und muß das Krankenlager hüthen. Ich wage es nicht, jene Geheimnisse, welche ich Ihnen anzuvertrauen habe, in diesem Briefe zu enthüllen, es sind Dinge, die nur gegen Ihre Ohren über meine Lippen kommen dürfen. Ich wage daher die Bitte, daß Sie sich nach meinem Schlosse bemühen möchten. Ihr wahrer Freund

Graf von Morheim.«

So unbestimmt dieser Brief war, so goß er doch den Balsam des Trostes in Amaliens kummervolles Herz, Hoffnung spiegelte ihr mit geschäftiger Hand die glänzendsten Aussichten der Zukunft dar. Wie hätte sie auch nur einen Augenblick anstehen können, sich zu dem Grafen zu begeben, um Dinge zu erfahren, die für sie von eben so äußerster Wichtigkeit seyn müssen. Noch wars früh, die Däm-

merung des Abends war noch nicht eingebrochen und das Schloß des Grafen nicht allzuweit entfernt; daß Gefahr zu besorgen wäre, kam ihr gar nicht in den Sinn! sie hatte gar nicht Raum genug in ihrem Herzen, an solche Dinge zu denken. Sie fertigte den Bedienten mit dem Bedeuten ab, daß sie sogleich sich nach dem Schlosse begeben werde, und sobald ihr Wagen angespannt war, machte sie sich, von einem einzelnen Bedienten begleitet, auf den Weg.

Dieser führte neben einem kleinen Gehölze vorüber. Kaum erreichte der Wagen dieses, als der Kutscher mit einem lauten Schrey vom Bocke sank, von einer Windbüchse getroffen, und in dem nähmlichen Augenblicke, als die dadurch scheu gewordenen Pferde ausreißen wollten, vier Reiter hervorsprengten, wovon einer den Pferden in den Zügel fiel, zwey sich über den Bedienten hermachten, den sie banden, und ins Gebüsche hinlegten, nachdem sie ihm auch den Mund verstopften. Der vierte Reiter aber riß den Schlag des Wagens auf,

in dem Amalie, vor Schrecken halb ohnmächtig, sich befand. Ich bitte Sie sogleich auszusteigen, sprach er zu Amalien. Um Gotteswillen! rief diese, was geht hier vor? Befürchten Sie nichts, erwiederte jener, es soll Ihnen nicht das geringste widerfahren, und in kurzer Zeit werden Sie einsehen, daß diese Maßregel nur zu Ihrem eigenen Besten vorgenommen wurde. Ich bitte Sie aber auch mir unverzüglich zu folgen, indem Sie mich sonst wider Willen zwingen würden, Gewalt zu brauchen. Was sollte Amalie thun? war sie nicht nothgedrungen, der Übermacht nachzugeben. Mit zurückgedrückten Thränen und ängstlich klopfendem Herzen stieg sie aus dem Wagen; der Anblick des in seinem Blute schwimmenden Kutschers aber machte einen so erschütternden Eindruck auf sie, daß sie ohnmächtig zu Boden sank.

Sie ermannte sich wieder, sie blickte starrend umher, doch dichtes Dunkel umgab sie; aus der Bewegung, die mit ihr vorgenommen wurde, konnte sie jedoch deutlich genug

schließen, daß sie sich in einem bedeckten Wagen befinde, der mit großer Eile fortfuhr. Um Gotteswillen! was geht mit mir vor? rief sie in äußerster Bestürzung. Ich bitte Sie, sich zu beruhigen, sprach jetzt eine Stimme, welche ihr nicht ganz unbekannt schien. Nicht das geringste Üble soll Ihnen widerfahren.

Amalie. Wer sind Sie, mein Herr? — Ihre Stimme —

Der Fremde. Mag Ihnen nicht ganz unbekannt dünken? Sehr leicht möglich. Einst sprach ich im ganzen Herzensgefühle zu Ihnen, und wurde mit stolzer Verachtung abgewiesen.

Amalie. Gott im Himmel! das ist Guido!

Guido. Sie haben es errathen.

Amalie (entrüstet). Mein Herr! —

Guido. Nicht diesen Ton, liebes Mädchen, er kleidet Sie sehr übel, Ihre schönen Lippen sind nur zu sanften Worten der Liebe gebildet.

Amalie. Meine volle Verachtung Ihnen, wenn Sie mich nicht den Augenblick fortlassen.

Guido. Wie? und Sie könnten glauben, daß ich solch eine Wegreise unternommen haben würde, um mich nun durch ein einziges drohendes Wort von Ihnen abschrecken zu lassen. Nein, theure Amalie, so kann ich den mühsam errungenen Vortheil nicht aufgeben, ich liebe Sie, ich bethe Sie an, und eben diese meine gränzenlose Liebe mag mich entschuldigen, daß ich so gegen Sie handelte, Sie verachten mich, ohne mich näher kennen zu lernen. Thun Sie das erst, Amalie, überzeugen Sie sich erst von meiner gränzenlosen Liebe. —

Amalie. Dieserwegen bemitleidete ich Sie, nun erst zwingen Sie mich zur Verachtung. Ein edles Herz kann auch bey der gränzenlosesten Liebe nicht so handeln. Entlassen Sie mich, und ich werde mich bemühen, diese Ihre schändliche Unternehmung zu vergessen, und Ihre Freundinn zu bleiben; sollten Sie aber ruchlos genug seyn, mich noch länger an meiner Freyheit zu hindern, dann schwöre ich Ihnen ewigen unaustilgbaren Haß.

Den bedaure ich, erwiederte Guido gänz kalt — aber ich kann nicht anders handeln. die Zeit hat ja schon vieles geändert, und wird wohl auch ihren Starrsinn brechen.

Amalie, welche wohl einsah, daß ihre Drohungen nichts über ihn vermochten, überließ sich nun ganz ihrer Trostlosigkeit, sie bath, flehte unter Thränen, aber vergebens, Guidos Felsenherz wurde nicht gerührt, er versicherte, daß sein Entschluß unabänderlich sey, sie nach Italien zu bringen; ja, er bedeutete ihr, daß seine eigene Sicherheit es nothwendig mache, ihr das strengste Stillschweigen aufzulegen, indem er gezwungen wäre, bey dem kleinsten Laute, den sie von sich geben würde, sie auch gewaltsamer Weise hieran zu hindern. Amalie sank ganz in trostloser Verzweiflung dahin.

Indessen wurde die Reise mit ununterbrochener Eile fortgesetzt, man mied die gewöhnlichen Straßen, und fuhr nur auf Nebenwegen. Nur in einsamen entlegenen Hüt-

ten sprach man ein, und da wurde Amalie so strenge von Guido bewacht, daß es ihr unmöglich war, auch nur durch Blicke ihre traurige Lage zu verrathen. Stets bestürmte er sie mit Anträgen seiner Liebe, und Amalie blieb in diesem Puncte immer ihrem Entschlusse gleich. Sie konnte sich nicht so verstellen, ihn durch Schein von Hoffnung zu täuschen, stets sagte sie ihm ihren Haß geradezu, wodurch sie freylich nur seine Erbitterung vermehren mußte.

Sie erreichten endlich Italien. Eben fuhren sie durch eine große dichte Waldung, als plötzlich der Wagen von mehr als zwanzig bewaffneten Kerls umgeben war, woron einige mit vorgehaltenen Pistolen dem Kutscher ein lautes Halt entgegen donnerten.

So sehr dieser Auftritt Amalien sonst erschreckt haben würde, eben so erwünscht war er ihr jetzt; denn mochte auch entstehen was immer, so war ihr doch der Tod weit lieber, als noch länger in der Gesellschaft des gehaß-

ten Guido zu bleiben. Dieser ließ nicht das geringste Zeichen von Furcht blicken, er öffnete den Schlag, und sprang aus. Bemühe dich nicht dich zu vertheidigen, sprach einer der Banditen, die Übermacht ist zu groß.

Guido. Es kömmt mir gar nicht in den Sinn. (eine rothe Feldbinde aus der Tasche ziehend) Kennt ihr diese?

Bandit. Ha! unsere Leibbinde — wie kamst du zu dieser?

Guido. Ich nenne mich Guido Berberoni.

Bandit. Berberoni! — ha! Rodrigo —

Guido. Ist mein Bruder.

Bandit. Und war unser geliebter Anführer.

Guido. Er war's, sagst du?

Bandit. Er war's, denn seit zwey Tagen ist er nicht mehr, von einer Kugel getroffen endete er sein Leben.

Guido. Ach, wie sehr bedaure ich den geliebten Bruder. Er war meine Hoffnung, denn ich bin arm, und glaubte —

Bandit. Wir kennen dich, du bist ihm gleich an Muth und Verschlagenheit. Gedulde dich hier, ich habe mit meinen Brüdern zu sprechen.

Die Kerls sammelten sich nun im Kreise. Sie sprachen lange und heftig mitsammen; endlich erhoben sie ein lautes Freudengeschrey, und nahten sich Guido mit einer Art von Achtung. Dein Bruder war unser Anführer, so sprachen sie. Wir bedürfen eines Mannes, der voll Muth ist, und selbst den Satan der Hölle nicht scheut — nur du bist ihm an diesen und andern Eigenschaften gleich — sey daher unser Anführer, und leite uns so, wie uns dein Bruder geleitet hat.

Allgemeiner Jubel der schändlichen Rotte folgte — und Guido stand triumphirend, und übersah die Menge. Es sey, rief er, eben so ruchlosen Herzens, wie seine Gefährten — es sey, ich werde mich bemühen, meinem Bruder nachzufolgen.

Gut, so folge uns, riefen die Banditen, nach dem Orte unserer Versammlung, daß

wir dich den übrigen Gefährten vorstellen, und uns gegenseitig den Eid der Treue leisten.

Guido. Ich habe ein Mädchen im Wagen, das ich liebe.

Bandit. Sie sey dein Eigenthum, und werde von uns als deine Frau geachtet. In dem kleinen festen Schlosse, das dein Bruder besaß, und in dessen Gewölbern wir uns sammeln, magst du, wie er, mit ihr wohnen; niemand soll ahnen, wer du seyst, denn dadurch wird dieser Aufenthalt gesichert, und nur im Stillen und Verborgenen ertheilst du deine Befehle.

Man kann sich denken, was Amalie bey Anhörung dieser Dinge fühlen mochte. Ihre Trostlosigkeit erreichte den höchsten Grad, und nichts blieb ihr übrig, als der Gedanke zu sehen, daß sie sich eines Dolches bemächtige, und damit eher ihr Leben ende, ehe sie gezwungen werde Guidos Gattinn zu werden.

Dieser setzte sich nun zu ihr in den Wagen, und man fuhr tiefer nach dem Gebüsche, immer weiter einen finstern Hohlweg, bis man

endlich den dichtesten Theil des Waldes erreichte, wo zwischen Felsenmassen sich ein kleines festes Schloß befand. Dahin nahm man den Weg. Die Oede der Gegend, das Fürchterliche des Gebäudes, welches so ganz mit dem Orte harmonirte, erzeugten bey Amalien die traurigsten Ideen; ihr Herz pochte ängstlich und beklommen. Es dünkte ihr nicht anders, als ob sie nun ihr Grab bestiege.

An Guidos Arme gleitete sie die Felsen hinan, und betrat das verhaßte Gebäude, wo alle Gegenstände Rauheit verriethen. Guido wies ihr ein Zimmer an, und gab ihr einige alte Weiber zur Bedienung. Sey ruhig Amalie, sprach er, und füge dich in dein Schicksal, dessen Änderung nun wohl nicht mehr möglich ist. Ich sehe vor, daß die Geschäfte, welche mir obliegen — schaudere nicht zusammen, der Mensch gewöhnt sich mit der Zeit auch an das Gräßlichste — diese Geschäfte also rufen mich auf eine Zeit von hinnen. Du hast Muße genug, dein Schicksal zu überdenken, und dich in dessen Unvermeidlichkeit zu

fügen. Wenn ich wiederkehre, hoffe ich dich andern Sinnes zu finden, und werde mich gewiß bemühen, dir deine Lage nach Kräften angenehm und erträglich zu machen.

Amalie antwortete nicht. Sie überließ sich ganz ihrem trostlosen Jammer. Guido entfernte sich, und bald vernahm sie, daß er gänzlich fortgereiset sey. Dieß war ihr noch der beste Trost in ihrer traurigen Lage; sie sah sich auf das schärfste bewacht. Es mangelte ihr an keiner Bequemlichkeit, aber vergebens war jeder Gedanke an Rettung. Sie haßte den Umgang der ihr zur Bedienung zugetheilten Weiber, weil diese nur von Guidos Vorzügen sprachen, und ihr Herz gegen ihn geneigt zu machen suchten, wie es ihnen wahrscheinlich befohlen worden war; sie sah in ihnen nur die Weiber und Vertrauten von Mördern, und schon der Anblick von ihnen war ihr verhaßt.

Unter der ganzen Dienerschaft war ein Einziger, den sie gerne um sich duldete. Es war

ein Jüngling von ungefähr sechzehn Jahren, von einer einnehmenden Bildung, und äußerst sanft. Die Räuber hatten ihn als unmündigen Knaben zu sich genommen und erzogen, aber sein Herz schien zu gut zu seyn, um Theil an ihren Schandthaten zu nehmen.

Giuseppe, so nannte sich der Jüngling, bemerkte nur zu bald die vorzügliche Neigung, welche Amalie gegen ihn hatte, und er schien sich vorzüglich zu bestreben, dieser werth zu werden. Oft wenn sie traurend im Zimmer saß, und ihren Thränen freyen Lauf ließ, da blickte er wehmüthig zu ihr hinüber, schien etwas sprechen zu wollen, und vermochte es nicht, weil er stets von diesem und jenem gestört wurde. Wochen waren schon verstrichen, und zu Amaliens Troste blieb Guido noch immer abwesend, doch da ereignete es sich einst, daß alle Aufwärter des Schlosses beysammen bey einem fröhlichen Feste waren. Nur Giuseppe nahm keinen Antheil; er suchte Gelegenheit sich zu entfernen, es gelang ihm, und er eilte unverzüglich zu Amalien.

Einsam saß diese in ihrem Zimmerchen, sie war so in Gedanken versunken, daß sie den Jüngling nicht eintreten sah; sie schrack daher heftig zusammen, als sie diesen plötzlich zu ihren Füßen sinken, und ihre Hand an seine Lippen drücken sah. Um Gotteswillen! Giuseppe, was willst du? rief sie bestürzt.

Giuseppe. Gönnen Sie mir diese Wonne, wie lange schmachtete ich schon darnach, dir meine Ergebenheit bezeugen zu können.

Amalie. Recht gut bin ich dir, lieber Giuseppe, aber bedenke, wenn jemand dich in dieser Lage bey mir fände.

Giuseppe. Mögen sie es immerhin, die Grausamen, die Nichtswürdigen! O Amalie! wenn du wüßtest, wie mein Herz bey deinem Kummer leidet. Daß ich dich nur zu retten vermöchte!

Amalie. Diese Hoffnung habe ich bereits aufgegeben; sieh hier (einen Dolch aus ihrem Busen ziehend) dieß ist mein Erretter im Falle äußerster Noth.

Giuseppe. Um Gotteswillen! Amalie, mir diesen Dolch.

Amalie. Dir? wozu das?

Giuseppe. O mir diesen Dolch! ich will dich vertheidigen.

Amalie. Armer Junge.

Giuseppe. O ich habe Kraft, viel Kraft. Oder glaubst du nicht, daß ich auch hinlängliche Ursache zum bittersten Hasse gegen diese Nichtswürdigen habe? Sie haben meinen Vater getödtet, ich kann es ihnen nicht danken, daß sie mich erzogen haben, nur zu Lastern sollte ich heranwachsen; die Natur gab mir ein gutes Herz, aber ich fühle es, daß ich unter andern Menschen noch weit besser geworden wäre. O Amalie! (mit zärtlichen Blicken) wie viel könnte an deiner Seite aus mir werden.

Amalie. Giuseppe!

Giuseppe. Ja, du verstehst mich, deine Blicke sagen es mir, daß du mich verstehest — (abermal zu ihren Füßen sinkend.) O wer nennt meine Empfindung zu dir! Nein, es ist nicht

Liebe, es ist nicht jene Empfindung, die stets des Irrdischen so vieles in sich faßt — rein und hehr ist mein Gefühl. Seit deinem ersten Anblicke hat mein ganzes Daseyn sich umgewandelt. Dir zu gefallen, war mein Bestreben, und ich weine oft im Stillen bittere Thränen, weil ich fühle, wie viel mir noch fehlt, um jene Erhabenheit zu erringen, welche dein Geist besitzet. O Amalie entziehe mir deinen Blick nicht; habe ich gefehlt, bin ich zu weit gegangen, und habe deine Verachtung verdient, o dann weh mir Unglücklichen! dann ist meines Daseyns Freude dahin, und Gram wird ewig mein Loos seyn.

Amalie. Nein Giuseppe, ich kann dich dich nicht hassen.

Giuseppe. Aber auch nicht gut seyn kannst du mit mir — mich nicht lieben? o weh mir — du weinst — Gott, wie diese Thräne mein Herz ergreift!

Amalie. Wo willst du hin?

Giuseppe. Fort, fort, mich verwünschen, daß ich fähig war, eine Thräne deinem Herzen zu erpressen.

Amalie. Bleib Giuseppe, ich bin dir herzlich gut. Wäre ich frey, und du an meiner Seite, ich würde dich stets als meinen Freund betrachten; aber lieben, ach, mein Herz ist nicht mehr frey.

Giuseppe. Du liebst einen andern Jüngling, du wünschest ihn dir zum Gatten? dein Schweigen gilt mir für Bejahung — (unruhig auf und ab gehend.) Und darum sollte ich dich nicht lieben dürfen — o Amalie! du kennst mein Gefühl nicht — rein und edel ist meine Empfindung. Werde glücklich an der Seite deines Gatten, er wird auch mein Freund werden — ich will gewiß seine Gunst erringen, und mein ganzes Glück soll darin bestehen, dir in etwas dienen zu können.

Amalie. O lasse uns abbrechen hiervon, schwärmerischer Jüngling! Wozu ein Gespräch, zu dessen Erfüllung gar keine Aussicht vorhanden ist?

Giuseppe. Du irrst dich. (feyerlich) Ja du sollst gerettet werden; hier leiste ich dir meinen feyerlichen Schwur — ich will nicht

rasten noch ruhen, und sollte ich Blut und Leben opfern, um deine Rettung zu erwirken. Doch hinweg mit prahlerischen Worten, Handlungen sollen zeigen, daß ich nicht schwärmerisch spreche. Und nun lebe wohl, theure Amalie, bald, bald sehen wir uns wieder. Um Verdacht zu vermeiden, will ich ihn beginnen den Riesenkampf mit der Rotte der Bösewichter, und das waltende Schicksal wird die gekränkte Tugend sicher unterstützen.

Amalie ermahnte ihn, sich nicht fruchtlos der Gefahr Preis zu geben, aber er drückte lächelnd ihre Hand an seine Lippen, blickte ihr ins Auge; dieser Blick, sprach er, begabt mit Riesenkräften, und entfernte sich schnell; Amaliens gutes Herz hatte nun eine Ursache mehr zum Kummer. Sie bemitleidete den Jüngling von ganzer Seele. Sie wußte nur zu gut, wie sehr sein Herz leiden mußte, und doch fühlte sie sich nicht fähig seine Gefühle erwiedern zu können. Indessen schien Giuseppe von diesem Augenblicke an ihre Gegenwart zu meiden — und in Kurzem vernahm sie, daß er aus dem Schlosse entwichen sey.

Wenige Tage nach seiner Entfernung, als Amalie eben entschlummerte, und es nicht ferne mehr von Mitternacht war, schreckte sie ein lauter Tumult auf. Unruhig horchte sie — sie hörte Fußtritte, die Thüre wurde aufgerissen, und — Guido trat herein. Sein Betragen war rauh und stürmisch. Wie ist's Amalie, sprach er, hast du dich eines Besseren besonnen?

Amalie. Nie, nie kann ich die Deinige werden.

Guido. (zu seinen Gefährten.) So nehmt die Widerspenstige in eure Mitte und schleppt sie zum Altare.

Amalie. Um Gotteswillen! schone meiner.

Guido. Keinen Augenblick länger. Ohnehin werde ich diese Gegend bald verlassen müssen — und nur als meine Gattinn sollst du mich begleiten.

Amalie. Guido — Guido!

Guido. Hinweg mit diesem drohenden Tone. Es ziemt dir nicht, und des Zögerns ist's genug.

Amalie. So sey Gott mein Zeuge, daß ich nur, um meine Ehre zu retten, den zweyten Schritt unternehme. (sie zieht den Dolch.)

Guido. (fällt ihr in den Arm, entreißt ihr den Dolch und schleudert ihn von sich.) Unbesonnene!

Amalie. O ich bin verloren.

Guido. Und nun fort, fort mit ihr zum Altare.

Amalie wurde ergriffen, vergebens war ihr Sträuben. Man brachte sie nach der Kapelle, wo schon alles zur Verlobung bereitet war. Sie wurde vor den Altar gebracht; Guido ergriff ihre Hand, das Bündniß war geschlossen, und sie vermochte nicht länger der Last der schrecklichen Empfindung, Guidos Gattinn zu seyn, zu widerstreben, sie sank ohnmächtig zusammen.

Wie sie sich ermannte, fand sie sich in ihrem Zimmer; Guido stand neben ihr. Wohl mir! rief er, daß du dich ermannest, schon bangte ich für dein Leben. Amalie, theure

Amalie! ende diesen unnatürlichen Haß gegen mich. Fruchtlos ist er nun, denn du bist mir angetraut; ermanne dich, und erwiedere mit gleicher Zärtlichkeit den ersten Kuß der Liebe, den ich dir nun gebe.

Amalie rang die Hände, als plötzlich ein lauter Tumult entstand. — Man hörte Waffen klirren, der Tumult kam näher — die Thüre wurde aufgerissen — mehrere von Guidos Leuten kamen kämpfend herein — ihnen folgten viele Soldaten, an ihrer Spitze der Graf von Morheim und Giuseppe, der sich mitten durch die Feinde an Amaliens Seite drängte, und sie zur rechten Zeit noch schützte, da Guido eben seinen Dolch in ihre Brust stoßen wollte. Ach, der Unglückliche! er war zu schwach, Guidos Arm ganz zurückzubeugen, und der Dolch traf seine Brust — er sank mit Blut überdeckt, zu Amaliens Füßen. Ich besiegle mit dem Tode meine Liebe, stammelte er stotternd. Guido aber, der sich übermannt sah, stürzte nach dem anstoßenden Gemache, das er hinter sich verriegelte, Amalie sank aufs neue ohne Bewußtseyn dahin.

Der arme Giuseppe war das Opfer seines Edelmuths geworden. Vergebens hatte er stets Mitteln gesucht, Amalien und sich retten zu können, als endlich der Zufall ihn mit einem Bedienten des Grafen von Morheim bekannt machte, der in der Gegend erst angekommen war. Sogleich faßte Giuseppe seinen Entschluß, und floh aus dem Raubneste, das zu verlassen ihm verbothen gewesen war; er eilte zu dem Grafen, von dessen Macht und Edelmuth ihm der Diener so viel gesagt hatte, und so entdeckte er ihm den Ort der Versammlung der Bösewichte; er flehte um Hilfe für das gefangene Mädchen, und kaum nannte er Amaliens Nahmen, als Morheim sogleich alles aufboth, die Gerichtsbarkeit der nächsten Stadt in Bewegung setzte, jeden, der freywillig mitfolgte, gut bezahlte, und so das Schloß gleichsam mit stürmender Hand einnahm, wozu ihm Giuseppe sehr behilflich war, der alle Nebenwege wußte, und ihn durch ein kleines Pförtlein einführte, ehe man noch das Daseyn von Gefahr ahnen konnte.

Viele der Bösewichter waren erschlagen, die übrigen hatten sich gefangen ergeben; wüthend eilte Morheim selbst mit den Soldaten nach dem Gemache, in welches sich Guido begeben hatte. Die Thüre ward aufgesprengt, und — das Gemach war leer. Man sah sich staunend an, man durchsuchte alle Winkel — die Fenster waren stark vergittert, und nirgends zeigte sich nur die geringste Spur von einem heimlichen Auswege; daß Guido die so oft erzählte Kunst, sich unsichtbar machen zu können, verstehe, oder mit dem Bösen selbst in einem Bunde stehe, ward sogleich von dem Troße behauptet, eine Sache, welche der damahligen Zeit nicht zu verübeln war; nur Morheim schüttelte den Kopf, und suchte allenthalben umher, aber niemanden war das geheime Druckwerk am Getäfel bekannt, durch welches ein heimlicher Ausweg sich öffnete, und ganz unkennbar sich wieder schloß. Giuseppe würde es vielleicht haben entdecken können — doch der war nicht mehr. — Der Bösewicht wird der Rache des Schicksals nicht entkom-

men, sprach Morheim, und kehrte zu Amalien zurück, die man weg von der Scene des Mordes nach einem andern Zimmer gebracht hatte. Sie ermannte sich, sie sah den Grafen Morheim vor sich, und nun floßen häufig ihre Thränen. Auf sein Bitten erzählte sie, durch welche List sie Guido in seine Gewalt gebracht habe. Beruhige dich, liebes Mädchen, sprach Morheim, du bist nun gerettet, und wenn gleich der Bösewicht entflohen ist, so wird er doch der Rache des Schicksals nicht entgehen — du bist nun wieder frey. —

Frey, frey, seufzte Amalie aus dem Innersten des Herzens.

Ich werde dir auch wirklich bald tröstende Nachricht von Erich geben können.

Um Gottes Willen! rief jetzt Amalie — gleichsam außer sich — der ist für mich verloren, ich bin Guidos Weib.

Morheim (prellte zurück). Guidos Weib! wiederholte er langsam.

Amalie. Gott ist mein Zeuge, daß nie mein Wille bey dieser Verbindung war,

noch rettete mich deine Hülfe vor Entehrung, aber angetraut bin ich ihm seit einer Stunde vor dem Altare.

Sie vermochte nicht weiter zu sprechen, Thränen machten ihre Stimme stocken, Morheim versank in düsteres Schweigen, eine stille Pause folgte.

Dieß kam mir höchst unerwartet, sprach Morheim, auf das war ich nicht gefaßt. Doch fasse Muth Amalie, du mußt von dem Schändlichen losgerissen werden. Nur der Tod vermag es, und diesem sey er von nun an geweiht. Ich will nicht rasten und nicht ruhen, bis ich ihn aufgefunden und vernichtet habe. Bis dahin aber würdest du wohl daran thun, wenn du meinem Rathe folgtest: in der Nähe ist ein Frauenkloster, welches dir den sichersten Zufluchtsort darbiethet, und dich am besten vor Guidos Nachstellungen und Ansprüchen schützet, dahin werde ich dich bringen, und nur mir gestatte dann den Zutritt, oder nur dem, der den Ring dir bringt, den

du hier am Finger trägst, und den ich mir erbitte.

Amalie war sogleich bereitwillig. Sie sah das Kloster als eine Freystätte an, in der sie vielleicht ihre ganzen künftigen Lebenstage hinbringen werde. Man traf sogleich Anstalten zum Aufbruche, und Amalie wurde mit Freuden von den frommen Bewohnerinnen aufgenommen.

Morheim trennte sich nun von ihr, um theils Guido aufzusuchen, theils um auch sein Versprechen wegen Erichen zu erfüllen. Amalie lebte mehrere Tage hier ruhig, sie sah sich vor aller Nachstellung gesichert, fand edle Seelen, welche Theil an ihrem Kummer nahmen, und die Traurende auf alle mögliche Art zu trösten suchten. Da es einmahl zur fixen Idee geworden war, daß Erich für sie auf immer verloren sey, und daß sie den klösterlichen Aufenthalt für immer wählen werde, so betrachtete sie bereits die Bewohnerin-

nen des Gebäudes als ihre Schwestern, und suchte sich ihre Gebräuche ganz eigen zu machen. So flossen ihre Tage, wenn gleich nicht heiter, doch auch ungetrübt dahin.

Es war einst in einer stürmischen Nacht, laut heulte der Wind, dichte Finsterniß umgab den Horizont, und nach langem Wachen war Amalie eben in ihrer einsamen Zelle eingeschlafen, als sie plötzlich durch einen lauten Tumult aufgeschreckt wurde. Sie fuhr empor, eine ungewöhnliche Helle umgab sie, sie eilte ans Fenster. Himmel! welch ein Anblick stellte sich ihr dar, beynahe das ganze Gebäude stand schon in hellen Flammen, den nächtlichen Himmel hatte eine fürchterliche Glut umzogen, laut tönte das Gerassel der einsinkenden Balken, das Hülfegeschrey der Bedrängten, und das Getümmel der zur Hülfe herbey eilenden Menge. Mit ängstlich klopfendem Herzen eilte Amalie aus ihrer Zelle, sie wollte den gewöhnlichen Weg nehmen, wo sonst ihre Schwestern sich versammelten, aber von daher drangen ihr Flammen und Rauch entgegen, und sie floh

ängstlich nach der entgegengesetzten Seite. Sie sah ein Pförtlein geöffnet, stürzte hastig eine Treppe hinab, und befand sich in dem Garten; auch hier wüthete in den kleinen Nebengebäuden schon die Brunst, und mit Schrecken erfüllt floh Amalie, gleich dem gejagten Rehe, durch den Garten, fand eine Thüre offen, eilte hinaus, und fand sich mitten unter der Volksmenge. Verwirrt wußte sie nicht, wo sie sich nun hinwenden solle. Ich bitte dich, folge mir, sprach jetzt eine männliche Stimme, und nahm sie am Arme, hier drohet dir Gefahr, ich bringe dich zu deinen Schwestern in Sicherheit. Amalie war vor Angst und Schrecken so betäubt und verwirrt, daß sie zwar die Worte des Sprechenden verstand, aber nicht Macht genug besaß, ihm zu antworten — sie ließ sich ohne Weigerung leiten. Der Mann brachte sie glücklich aus dem mit jeder Minute sich mehrenden Gedränge, er führte sie abseits nach dem Hintertheile des Gebäudes. Plötzlich stürzten jetzt noch zwey andere Kerls hervor, warfen Amalien eine dichte Florkappe um das

Haupt, daß sie nicht sprechen, und nichts sehen konnte, sie fühlte sich emporgehoben, und nach einem Wagen gebracht, der dann mit Blitzesschnelle davon eilte. Erst nach geraumer Weile gelang es ihr, sich der Florkappe zu entledigen. Um Gotteswillen! wo bin ich? stammelte sie. In Sicherheit, an der Seite deines Gatten, erwiederte Guido, der neben ihr saß. Amalie stieß vor Entsetzen einen lauten Schrey aus. Bey allen Mächten der Hölle! rief Guido, wenn du es wagst nur den geringsten Laut noch von dir zu geben, so bist du des Todes. O lasse mich sterben — lispelte Amalie.

Guido. Verdient hättest du es wohl — alles habe ich deinetwegen verloren. Mein Eigenthum ist mir geraubt, ich bin flüchtig, und keinen Augenblick vor den Nachstellungen der mir auf die Spur gekommenen Verfolger sicher. Doch so leicht soll's ihnen nicht werden, so fruchtlos will ich nicht alles verloren haben, du sollst mir Ersatz seyn. O mir blieb dein Aufenthalt nicht verborgen, wie der Jäger auf

seine Beute, lauerte ich auf dich, betäubt von Schrecken erkanntest du mich nicht, und folgtest mir so gutwillig — nun bist du in meiner Gewalt, und selbst die Macht der Hölle soll dich mir nicht entreißen. Amalie konnte nicht antworten; was hätte sie auch sprechen sollen? Um Mitleiden flehen? war dieses wohl bey dem Bösewichte zu hoffen? Sie überließ sich ganz ihrer Trostlosigkeit, und sah sich nun mehr als jemahls verloren. Der Tag brach heran, und Guido, von zwey seiner Genossen begleitet, ließ die Pferde wechseln, um sogleich wieder ununterbrochen seine Reise fortzusetzen. Wahrscheinlich würde Amalie noch mehrere Verfolgung von ihm haben erdulden müssen, wenn nicht er selbst nur zu gut bemerkt hätte, daß er verfolgt würde; er hatte also auf nichts so sehr als auf seine Sicherheit zu denken, diese konnte nur durch ununterbrochene Eile bewirkt werden, welche Guido auch stets auf das sorgfältigste betrieb.

Allmählich genas Eduard von seiner Krankheit wieder. Der Banquier, bey dem er wohnte, suchte ihn, da es kennbar war, daß Tiefsin in seinem Herzen nage, auf alle mögliche Art zu zerstreuen, er nahm ihn zu verschiedenen Ergetzlichkeiten mit, und wirklich schien Eduard sich in etwas aufzuheitern. Es fügte sich nun einst, daß er einem Balle beywohnte, welcher in Maske gegeben wurde. Das Gewühl der Menschen, das Getümmel der fröhlichen Gäste begann ihm allgemach lästig zu werden, er begab sich nach einem Seitenzimmer, und schritt, ohne sich viel umzusehen, einem Soffa zu, als er jetzt eine weibliche Gestalt gewahrte, welche vor einem Spiegel sich etwas an ihrem Putze zurechte richtete. Gleichgültig warf er einen Blick auf sie, aber wie war ihm zu Muthe, als er jetzt das Ideal seiner verborgenen Wünsche, als er eben jenes Mädchen erblickte, deren Bild er in seinem Busen verborgen trug, und welches so lebhaft in seinem Herzen abgedrückt war — er blieb wie eingewurzelt am Boden stehen, ein unwillkührlicher

Seufzer drängte sich aus seinem Busen; das Mädchen gewahrte ihn jetzt, ihr schönes großes Auge ruhte einige Secunden auf ihm, eine sanfte Röthe ergoß sich über ihre Wangen, ein zauberisches Lächeln verbreitete sich um die Lippe, und leicht wie eine Grazie schwebte sie aus dem Zimmer. Einige Augenblicke blieb Eduard wie versteinert stehen, jetzt erst erwachte sein Bewußtseyn, jetzt erst erinnerte er sich, daß er eine so höchst unerwartete Gelegenheit nicht unbenützt vorüber lassen dürfe, und eilte durch die nähmliche Thüre, durch welche das Mädchen sich entfernt hatte, nach dem Tanzsaale. Sein Blick spähte forschend unter dem Gewühle umher, unter Tausenden glaubte er sie zu erkennen, aber vergebens war alle Bemühung, gleich einem glänzenden Luftbilde war sie erschienen und entschwunden. Eduard durchirrte bis zum Auffallenden den Saal und alle Gemächer, aber fruchtlos, sie war nicht mehr] zu finden.

Dieß mehrte natürlich seinen Gram, er kehrte äußerst tiefsinnig nach Hause, da forsch-

te er nach allen Gästen, die bey dem Balle gewesen waren, aber auch hier konnte er keine bestimmte Aufklärung erhalten, er blieb zweifelhaft, düster und traurig.

In tiefes Nachdenken versunken irrte er nach wenigen Abenden seit diesem Ereignisse in den Straßen der Stadt umher; als es schon ziemlich dunkel wurde, und er eben nach Hause zurückkehren wollte, da hörte er plötzlich seinen Nahmen nennen, blickte um, und sah den unbekannten Roston vor sich stehen. Wie, auch du bist hier? fragte Eduard verwunderungsvoll.

Roston. Und wahrlich um dir Dinge zu enthüllen, die dein Herz sehr nahe angehen.

Eduard. Und die wären?

Roston. Du liebst das schöne Mädchen, welches du auf dem Maskenballe im Nebenzimmer antrafst, und deren Bildniß du schon lange in deinem Busen verborgen trägst?

Eduard. Ha! wer konnte dir dieses Geheimniß entdecken, um welches außer mir Niemand weiß?

Roston. Und doch blieb's mir nicht verborgen. Vergebens bemühtest du dich, sie im Saale wieder zu sehen, vergebens durchstreiftest du aus dieser Ursache bisher die Stadt. Ich will dir enthüllen, warum deine Bemühungen fruchtlos geblieben sind. Als du sie sahest, war es eben Zeit, daß sie nach Hause zurückkehrte, daher richtete sie ihren durch Tanzen etwas verstörten Putz zurechte, und eilte sodann aus dem Saale zu ihrer Gebietherinn.

Eduard. Zu ihrer Gebietherinn?

Roston. Sie ist ein schwedisches Fräulein von edler Geburt, und ist als Gesellschafterinn bey einer der ersten Dame des Hofes. Mit dieser reiste sie nach Deutschland, und ist nun auf der Rückreise nach ihrem Vaterlande begriffen.

Eduard. Sie ist schon begriffen? sagst du.

Roston. Gleich am Morgen nach dem Balle verließ sie die Stadt.

Eduard. Ha! du wußtest dieses früher, und kamst nicht, mich davon zu benachrichtigen?

Roston. Was würde es dich genützt haben, würdest du ihre Reise haben aufhalten können?

Eduard. Vielleicht doch — wenn ihr anders meine Liebesbewerbung angenehm gewesen wäre.

Roston. Wie? und du hättest an eine Liebesbewerbung denken können, da doch dein Herz nur das Gefühl der Rache an Erichen kennt?

Eduard. Unzeitiger Spötter!

Roston. Du verkennst mich. Ich will dir nur zeigen, daß du zweyerley Absichten durch eine Bemühung erreichen könntest. Auch Erich ist nach Schweden gereiset.

Eduard. Ist — ist nach Schweden gereiset?

Roston. Ha! wie deine Wange nun glüht; o Eduard, Eduard! daß dich deine Rachsucht nicht noch reuen möge.

Eduard. Wann ist er fort?

Roston. Vor wenigen Tagen, er wird vielleicht mit dem Mädchen zugleich reisen

können, wenn er anders anfangs sich etwas fördert.

Eduard. Morgen reise ich fort.

Roston. Wohl, in Schweden sehen wir uns wieder.

Eduard. Noch eins — vergebens, er ist fort. Warum entfernte er sich so schnell, was hat auch er in Schweden zu thun, und woher wurden ihm meine verborgensten Geheimnisse bekannt? Wer ist dieser seltsame Mensch überhaupt, den ich zeitlebens nicht sah, und der sich so sehr um mein Wohl zu bekümmern scheint? — Doch wozu diese Fragen, zu deren Beantwortung immer noch Zeit und Umstände günstig genug werden können Habe ich nun nicht auf wichtigere Dinge zu denken? Ja ich muß eilig abreisen. Nach Schweden war schon lange mein Ziel, und nur allzu lange Zeit habe ich mich schon hievon abhalten lassen — es ist beschlossen; diese Nacht noch bringe ich meine Angelegenheiten in Ordnung, und morgen mit Tagesanbruch trete ich meine fernere Reise an.

Fest entschlossen, eilte er sogleich sich Postpferde zu bestellen. Er kehrte dann nach Hause zurück, machte seine Angelegenheiten mit dem Banquier zurechte, der vergebens freundschaftlich sich bemühte, ihn zurückzuhalten, und als der Morgen herangraute, befand sich Eduard schon auf der Reise.

Mit ununterbrochener Eile führte Guido Amalien mit sich fort. Endlich mochte die Spur seiner Verfolger sich mindern, denn er stellte nun die Schnelligkeit seiner Reise ein, und fuhr langsamer, aber immer noch vermied er die bewohnten Gegenden, und wenn er Bedürfnisse halber irgendwo einsprechen mußte, so geschah es nur in einsamen entlegenen Hütten. Amalie war bisher in einer stillen Beklommenheit geblieben, selten, kaum des Tages einmahl, daß ein Laut über ihre Lippen kam; nie würdigte sie Guido einer Antwort, desto geschäftigter spähte sie allenthalben umher, ob sich denn nirgend ein Aus=

weg zur Rettung zeigte, welche Mühe, jedoch bisher, immer vergebens geblieben war. Es ereignete sich nun einst, daß sie an einem anmuthigen Gebüsche vorüberfuhren, Guido hatte eben etwas im Wagen zu richten, aber Amalie bemerkte in einiger Entfernung mehrere Reiter, welche langsam an der Straße vorüberzogen. — Doch sie konnte aus dieser Entdeckung wenig Nutzen ziehen, aber Guido fiel es ein, die Pferde nach einem anhaltenden Trabe etwas verschnaufen zu lassen. Die Gegend war sehr angenehm. Das schattige Gebüsche gewährte angenehme Kühle, lockend war der Lustgesang der Vögel, von den mannigfaltigen Kräutern trugen die Lüftchen aromatische Wohlgerüche auf ihren Schwingen umher, und ein klares Bächlein lud zur Erquickung ein. Guido stieg aus, er ermahnte Amalien ein gleiches zu thun, und da Schlauheit die weibliche Natur nie verläßt, so fiel ihr in dem nähmlichen Augenblicke der Gedanke bey, ob sie nicht vielleicht durch ein Unge-

fähr jenen Fremden ein Zeichen geben, und sie zur Hülfe herbeyziehen könne. Als sie daher aus dem Wagen stieg, schien sie sich mit den Kleidern zu verwickeln, strauchelte, und stieß, während sie zum Scheine fiel, ein lautes Angstgeschrey aus. Guido eilte sogleich zu Hülfe, und richtete Amalien empor.

Sie hatte nicht unrecht geurtheilt, ihre hülferufende Stimme hatte gewirkt, sie war an das Ohr der Fremden gedrungen, diese eilten schon durch das Gebüsche herüber, und kaum erblickte sie Amalie, als sie sich von Guido losriß, ihr Hülfegeschrey verdoppelte, und den Fremden mit der möglichsten Schnelligkeit entgegenlief. Nun erst ward Guido dieß anfänglich befremdende Geschrey, und ihre ganze Absicht kund, Wuth bemächtigte sich seiner. Er eilte Amalien zu erreichen und nach dem Wagen zu schleppen, ehe die Fremden noch herankommen konnten, als aber diese schon allzunahe waren, und Amalie ihre

hülferufende Stimme verdoppelte, da bemächtigte sich seiner schwarzen Seele gränzenlose Rachgierde, er zog sein Stilet, und eilte damit Amalien nach, entschlossen, sie nur todt sich entreißen zu lassen. Schon hatte er Amalien beynahe erreicht, schon hob er die Faust zum tödtlichen Stoße, als der Fremde mit verhängten Zügeln heransprengte, und sich zwischen beyde warf. Niederträchtiger Schurke! was hast du hier vor, rief er Guido entgegen, blickte nach dem Mädchen, stieß den Nahmen Amalie aus, und blieb einige Secunden gleichsam versteinert auf dem Pferde sitzen. Guido benützte diese Augenblicke, er zog ein kleines Sackpistol, um es gegen den Fremden abzudrücken, aber schneller noch als jener war dieser in dem entscheidensten Augenblicke, er riß hastig die Pistole aus der Halfter, brannte sie gegen seinen feindseligen Gegner ab, und Guido wälzte sich in seinem Blute auf dem Boden.

*

Die Bedienten des Gefallenen wollten zu Hülfe eilen, aber sie sahen noch mehrere Reiter von dem Gebüsche hervorkommen, und entflohen. Jetzt schwang sich der Sieger vom Pferde, Amalie, rief er, du hier! und — bebend spreitete er seine Arme nach ihr aus, es war Erich. — Bebend stammelte sie seinen Nahmen, sie war ihrer Gefühle, die nun, sowohl bey der erwachenden Liebe als dem Gedanken von Guido frey zu seyn, sie bestürmten, nicht mächtig, und sank in Erichs Arme. Eine stille Pause folgte, in welcher der liebende Erich das Mädchen mit Inbrunst an sich drückte; aber wie schnell mußte diese Wonne gestört werden? Amaliens hülferufende Stimme, der Knall der Pistole war weit hörbar gewesen, und also ward Erich nicht allein, der auf einer so sehr betretenen Straße, wie die nahe gelegene war diese Dinge hören konnte. Eduard war's, der eben in der Nähe sich befand, und da er von ferne den weiblichen Hülferuf hörte, so eilte er sporn=

streichs herzu. Er sah von ferne schon einen Menschen in seinem Blute sich wälzen, und einen Jüngling, der ein Mädchen mit Inbrunst in seinen Armen hielt. Dieser seltene Anblick mußte ihn außerordentlich befremden, aber wie war ihm erst zu Muthe, als er schon von weitem Erichen erkannte. Rasch drückte er dem Pferde den Sporn in den Leib, und sprengte näher. Gott! was sehe ich, rief er, und bebte vor Wuth an allen Gliedern, Amalie, meine Schwester, Amalie in den Armen des Bösewichts! Erich und Amalie fuhren empor — sie erkannten Eduarden, und waren beyde gleich heftig erschrocken, doch faßte das Mädchen sich zuerst, sie eilte mit ausgebreiteten Armen ihrem Bruder entgegen. Hinweg, hinweg Nichtswürdige! schrie Eduard, und stieß sie flammend vor Zorn von sich. Dann erst, fuhr er fort, wenn ich meine Rache gesättiget habe, wollen wir mitsammen rechten. Nun aber keinen Augenblick längere Verzögerung, die Stunde der Rache ist da, und keine Macht

des Himmels soll dich Schurken mehr meiner Strafe entreißen. Ha! zu viel, zu viel der Beleidigungen, antwortete Erich entrüstet, und zog seinen Degen, auch Eduard hatte bereits den Seinigen gezogen, wüthend gingen sie auf einander los.

Da sowohl Erich und Eduard, als auch Roston auf ein und der nähmlichen Straße, und zu gleicher Zeit reisten, so schwindet ganz alles Wunderbare von selbst, daß sie hier so zufällig sich trafen. Kaum hatten sie das Gefecht begonnen, als mit verhängten Zügeln Roston heransprengte. Halt, halt! schrie er laut, und als dieses nichts half, warf er sich mit Gewalt in die Mitte der Kämpfenden. Eduard senkte seinen Degen.

Eduard. Ha Schurke! so bist du denn nun entlarvt, bloß um Erichen meiner Rache zu entreißen, übtest du alle deine bisher dunkeln Handlungen.

Roston. Nur wenige Worte mit diesem, und dann mit dir Eduard. (leise zu Erich) Du kennst mich, du weißt, daß ich stets zu deinem Besten dir rathe. Schnell schwinge dich auf dein Pferd und entfliehe, die Stunde der Entscheidung ist noch nicht gekommen, lasse daher immer noch den Schein gegen dich seyn — du darfst mit Eduarden nicht kämpfen. — Flieh, sage ich, auch Amalie ist für dich noch nicht erreichbar, denn sie ist das Weib eines Andern.

Allmächtiger Gott! rief Erich, dann habe ich auf dieser Welt nichts mehr zu verlieren. Er blickte mit einer Art von Abscheu auf Amalien, die er so treulos wähnte, ihm schien in diesem Augenblicke alles gleichgültig zu seyn, nur der Gedanke nicht, so schnell als möglich von der Gehaßten sich entfernen zu können, und er schwang sich daher hastig auf sein Pferd und sprengte davon.

O feiger Bube! rief Eduard, so leicht

sollst du mir nicht entkommen; er eilte nach seinem Pferde, um dem Fliehenden nachzujagen, aber Roston hielt ihn zurück. — Nur wenige Worte in Güte.

O ja, ja, wenige Zeit will ich dir wohl schenken, schrie Eduard lachend vor Wuth, ich will dich voransenden, und dann mag dein Genosse dir folgen. Mit diesen Worten drang er auf Roston ein, der endlich gezwungen war, seinen Degen zur Vertheidigung zu ziehen. Beyde kämpften, Roston suchte bloß sich zu vertheidigen — und wich immer zurück, aber endlich versah er den Vortheil, Eduard verwundete ihn, und Roston sank zu Boden. Amalie stieß ein lautes Angstgeschrey aus, aber Eduard, fürchterlich in seiner Wuth, lachte schrecklich, schwang sich auf sein Pferd und eilte Erich nach.

Einige Bedienten, welche Roston bey sich

hatte, und die in der Ferne gewartet hatten, eilten herzu; sie hoben den Verwundeten und Amalien in die Kutsche Guidos, legten auch die Leiche des Letzteren auf selbe, und fuhren nach dem nächsten Orte, wo man sogleich den Arzt zu Hülfe rufte. Guido hatte lange schon geendet, Amalie ermannte sich bald von ihrer Betäubung, und auch von Roston versicherte der Arzt, daß die Wunde nichts weniger als gefährlich sey. Sobald Roston wieder sprechen konnte, bath er Amalien zu sich. Er forschte, wie sie denn in Guidos Gewalt, und wieder von diesem befreyt worden war. Sie erzählte, und Roston wünschte ihr von Herzen Glück über die gelungene Rettung. Aber wo war Eduard hingekommen? hatte er Erichen erreicht? und was war dann aus beyden geworden? Wenn sie sich erreichten, so war der Kampf unvermeidlich, und die Folge, gewiß kam nur einer lebend davon, und wie schrecklich wäre dieß dann für Amalien?

Man sandte allenthalben Bothen aus, die

Nacht strich sehr unruhig vorüber, aber vergebens war alle Bemühung gewesen. Endlich, wir müssen hier der Geschichte vorgreifen, nach langer Zeit erfuhr man, daß Erich in seinem Vaterlande angelangt sey, aber von Eduard war keine Spur zu finden. Roston und Amalie beschlossen nach Schweden zu reisen, weil es ihnen sehr wahrscheinlich dünkte, daß Eduard in der Stille seinen Weg gleichfalls dahin werde genommen haben.

Dieser jagte ununterbrochen Erichen nach, aber er verfehlte die Spur. Zwar bemerkte er im sumpfigen Boden den Huftritt eines Rosses, und er glaubte also, daß er auf der rechten Fährte sey, aber eben dadurch, daß er diesen Weg verfolgte, kam er immer weiter von Erichen ab. Schon herrschte die Dämmerung des Abends, er jagte durch ein mäßiges Gebüsche, als ein Schwein aus selbem hervorbrach, hart neben dem Pferde vorbey streifte, dieses mit dem scharfen Zahne ver-

wundete, und das Thier scheu machte. Vergebens war des Reiters Bemühung, das tobende Thier zu bändigen, es riß mit ihm aus, raste über Hügel und Abhänge, glitt an dem unschiefen Erdreich aus, und stürzte in einen vorbeyrieselnden Bach. Das Wasser, das ziemlich reißend war, hob Eduarden bald vom Pferde weg. Er kämpfte mit den Wellen, vergebens suchte er das Ufer zu erreichen, seine Kräfte ließen endlich nach, und er wäre verloren gewesen, hätte nicht das Schicksal über ihn gewacht, und ihn in eine kleine Fährte getrieben, wo er eben auf dem feuchten Ufer liegen blieb, als sein Bewußtseyn entschwand.

So fanden ihn am folgenden Morgen einige Bauern, welche ihn nach ihrer Hütte trugen, dort erholte er sich zwar von seiner Betäubung; aber noch nicht lange von der Krankheit genesen, brach diese abermahl aus, und er wurde nach dem Pfarrhofe gebracht,

wo Monden verstrichen, ehe er unter der Hand des pflegenden Arztes wieder genas.

Der Gedanke, Amalie ist treulos, war Erichen mehr als der Tod; sie allein, die Hoffnung, sie einst sein nennen zu können, hatte ihn bisher noch aufrecht erhalten; nun kehrte er voll nagendem Gram nach seinem Vaterlande zurück. Vor jedem Gegenstande ekelte ihm, nichts vermochte ihn zu erheitern, er mied den Anblick der Menschen, suchte die Einsamkeit, und welch ein Ort hätte ihm erwünschter seyn können, als der, wo er einst seine Eulalie so anhaltend betrauert hatte. Er nahte sich dem traurigen Aufenthalte, und beschloß hier, abgesondert von der Welt, und gleichsam lebend begraben, seine Tage hinzubringen, nichts sollte mehr fähig seyn, ihn von diesem Aufenthalte loszureißen, und die einzige Sehnsucht, die er noch hatte, war, bald sein Daseyn enden zu können. Der

erste Schritt nach der Halle, in welcher Eulaliens Grabmahl war, machte einen erschütternden Eindruck auf ihn, er erinnerte sich an den Schwur, den er ihr geleistet hatte, nie mehr zu lieben, er hatte diesen gebrochen, und Amaliens Treulosigkeit schien ihm gerechte Strafe des Schicksals zu seyn. Er bereute seinen Wankelmuth, er überließ sich noch mehr dem nagenden Grame, und mied sogar den Anblick seiner zwey Bedienten, die mit ihm allein die einzigen Bewohner des Schlosses waren.

Einer dieser Diener brachte ihm einst die Nachricht, daß ein Fremder, Nahmens Eduard von Fichtenthal, sich sehr angelegentlich nach Erichs Aufenthalt erkundiget habe, und wahrscheinlich den folgenden Tag auf dem Schlosse eintreffen werde. Erich schrack anfangs bey dieser Nachricht zusammen, doch faßte er sich bald. Wohl mir! rief er, die Stunde der Entscheidung ist gekommen, ich

sehnte mich lange nach ihr, und der Tod wird mir willkommen seyn.

Er legte sich zur Ruhe. Da ängstigten ihn schwere Traumbilder. Eulaliens Gestalt erschien ihm: Du wirst in der folgenden Nacht, so sprach sie, das werden, was ich nun bin, der entscheidende Schritt steht dir bevor, bereite dich zu mir zu kommen.

Erich wachte auf. Es war ein trüber melancholischer Tag. Mit düstern, von dem vorgehenden und noch mehreren Traumbildern verwirrt, irrte Erich umher. Er glaubte nichts so sicher, als die Erfüllung seines Traumes, die sich so gut mit Eduards naher Ankunft vereinbaren ließ. Er gab jedem seiner Bedienten ein Geschäft auf, das sie bis zum folgenden Tage vom Schlosse entfernt hielt, und erwartete nun einsam die entscheidende Stunde. Der Abend brach heran, ein heftiger Sturm hatte trübe Wolken am Horizonte gehäuft —

schon schlängelten sich bläulichte Blitze, schon rasselte dumpf und schauerlich der Donner — Erich begab sich nach dem Saale zu Eulaliens Grabmahl, hier wollte er den Tod erwarten, fest entschlossen, sich nicht zu vertheidigen.

Eduard war auf dem Wege; aus mehr als einer Rücksicht, wegen dem Tode des Vaters, der Entführung der Schwester, und seiner eigenen schimpflichen Gefangennehmung, hatte er Ursache, sich nach Rache an Erichen zu sehnen. Aber ganz andere Gefühle hatten sich nun seiner zugleich bemächtiget, auch er war seines Lebens überdrüßig geworden, und beschloß dieses, wenn er Rache an Erichen genommen haben würde, sein Leben in Einsamkeit hinzubringen. Mit bangem Gefühle, mit einer Art von innerem unerklärbaren Schauer nahte er sich dem Schlosse, das er, mit dem Wege unbekannt, erst in der Nacht, als das Ungewitter am heftigsten war, erreichte. Todtenstille herrschte hier allgemein.

Nicht ohne Befremden sah Eduard alle Eingänge geöffnet, und alles war wie ausgestorben. Er eilte die Treppe hinauf, wo man über einen langen mit Lampen sparsam erleuchteten Gang gerade nach der Halle kommen konnte, in der sich Erich befand.

Dieser lag in einer Art von düsterem Dahinstarren — das Gewitter tobte schrecklich, Blitz flammte auf Blitz, ein Schlag des Donners folgte dem andern. Erich richtete sich nun empor, er sah nach den leuchtenden Blitzen, als ein bläulichter Strahl durch die Halle zischte, von schmetterdem Geprassel begleitet, und das Grabmahl Eulaliens zertrümmerte. Mit einem lauten Schrey, und halb betäubt, taumelte Erich zurück, als auch in dem nämlichen Augenblicke Eduard eintrat. Das Schicksal kündet die Ankunft des Rächers an — rief er, und Erich lehnte sich erschöpft an eine Säule. Ich bin bereit zum Tode, stammelte

er. Wüster Tumult ertönte. Mehrere Stimmen ließen sich hören. Plötzlich erhellten Fackeln den Saal, und herein traten Roston, Amalie und Isabelle, Erichs Schwester.

Gottlob! rief Roston, daß wir nicht zu spät kommen. — Erich gab kein Zeichen von sich, Eduard war ganz in sich gekehrt, und wagte es kaum, seinen Blick empor zu heben. — Roston schloß Erichen in seine Arme. In dieser feyerlichen Stunde, rief er, erkläre ich dich als frey von dem Morde an dem alten Grafen von Fichtenthal!

Frey — frey! — riefen Eduard und Amalie.

Gott ist mein Zeuge, stammelte Erich, daß sein Blut meine Hand nicht befleckte.

Eduard. Enthüllung, Enthüllung!

Erich. Als der alte Graf mich zum Kampfe forderte, und ich in der Nacht Abschied

von Amalien nahm, da war ich bange, weil ich von dem Freunde keine Antwort erhielt, den ich mehr zum Fürsprecher, als zum Secundanten erbethen hatte. Ich beschloß noch in der Nacht zu ihm zu eilen, und nahm der Nähe willen meinen Weg durch den Garten. Noch hatte ich dessen Ende nicht erreicht, als ich Degen klirren hörte, ich zog rasch den meinigen. Ich rief, wer hier sey — keine Antwort. Ich eilte dem Ausgange zu, und fiel über eine Leiche so stark, daß mein Degen aus der Hand fiel. Der Sterbende röchelte noch, ich erkannte den alten Grafen, er starb in wenig Augenblicken. Jetzt erst befiel mich der Gedanke, daß auf niemanden andern, als auf mir der Verdacht des Mordes liegen werde; ich sah mich gänzlich von allen Mitteln und Widerlegungen entblößt, schauderte vor der nahen Gefahr, und entfloh, um mich vor öffentlicher Schande zu retten. Ach! daß ich mehr enthüllen könnte, alles übrige ist mir dunkel geblieben.

Roston. Ich kann es enthüllen — ich, ich war des Grafen Mörder!

Eduard und Erich. Roston?

Amalie. Graf Morheim?

Morheim. Ja ich Morheim und Roston in einer Person. Hört nun mein Bekenntniß, und dann zieht mich zur Strafe, der ich schon zu lange entging. Ich und der alte Graf waren die vertrautesten Freunde. Er kam zu mir, um mich zum Secundanten zu wählen, wozu ich sogleich bereit war. Um den Alten aufzuheitern, denn er war äußerst mißmuthig, zechten wir wacker, und so viel, daß wir alle beyde betrunken wurden. So gingen wir nach des Grafen Schloß zurück — unter Wegs geriethen wir, vom Weine erhitzt, auf einen ehemahligen Zwist unter uns; der Graf machte mir Vorwürfe, ich erwiederte sie, er ward ungestüm, und zog den Degen; ich mußte mich vertheidigen, denn er drang auf mich ein, und fiel

durch mich. Jetzt schwand schnell mein Taumel, ich verfluchte meine That, und stürzte fort, vom Grausen des Mordes erfüllt. Jetzt vernahm ich Eduards Zurückkunft vom Heere und seinen Entschluß, des Vaters Tod an Erichen zu rächen. Ich beschloß dieß zu vereiteln. Zwar konnte ich nicht so viel über mich gewinnen, mich selbst als den Mörder anzuklagen, ich dachte daher auf Mittel, Euch zu versöhnen Ich zeigte Eduarden an, daß Erich in Venedig sey, wo ich, da Eduard mich vorher nie kannte, unter Rostons Gestalt auftrat. Jeden Schritt Eduards belauschte ich, wie sein Schatten folgte ich ihm überall. Ich hinderte den Kampf im Garten der Marquise, und überzeugte dich von Erichs edeln Gesinnungen. Du geriethst in Gefangenschaft, und er wars, der dich rettete, er versprach in Padua dich zu sehen, und hielt Wort, aber der Folgen wegen mußte ich dieses verhindern, daher war ich es, der dich aufheben und fortbringen ließ. Mein Plan war, dir nun alles zu ent-

decken, aber die Geschichte Amaliens mit Guido heischte nun meine Aufmerksamkeit — doch folgte ich dir allenthalben, oder ließ deinen Weg bespähen, daher ich denn auch stets zur höchsten Noth, dich von Erichen zu trennen, erschien.

Doch genug, alles Übrige erklärt sich von selbst, und mir bleibt nichts zu sagen übrig, als daß dieses Mädchen, welches Eduard im Stillen liebt, Isabella, Erichs Schwester sey.

Mein Geständniß ist geleistet, und nun vollziehe an mir die Rache, Eduard, die unrecht Erichen getroffen haben würde, nur bitte ich dich meiner mit öffentlicher Schändung zu schonen.

Eduard. (Morheims Hand ergreifend.) Du hindertest mich, zum Mörder an Erichen zu werden, du warst von meinem Vater selbst zu deiner That gezwungen, und ich sehe nun nur zu gut ein, welch ein schändliches Gefühl

die Begierde nach Rache sey. Ich entsage ihr — hier meine Hand darauf, Morheim, ich verzeihe dir.

Morheim. (unter Thränen.) Dank, ewigen Dank! Glaubt mir, hier im Busen lebt demungeachtet des Getödteten Rächer.

Eduard. Du warst gezwungen, und bist schuldlos. In unsrer Mitte sollst du deine Ruhe wieder erlangen. Und du Erich?

Erich (in seine Arme sinkend.) Sey mein Bruder.

Eduard. Dein Bruder! — Ja nimm sie hin, deine Amalie, ihr seyd euer würdig.

Erich. Isabelle — theure Schwester —

Isabelle. Ich verstehe dich — lasse mich Eduarden näher kennen lernen, und wenn sein Herz eben so gut, als seine Gestalt angenehm ist —

Eduard. O dann erst ist das Glück meines Lebens gegründet!

Mit dem Entschwinden der Nacht entfloh das Ungewitter am Horizonte, und der Gram aus allen Herzen. Sie verließen das Schloß, wo nur Schreckensscenen ihrer gewartet hatten, und begaben sich auf einige Zeit nach Stockholm. Bald liebte Isabelle Eduarden so, wie er sie, und die vier Liebenden wurden in einem Tage verbunden. Sie kehrten nach Deutschland zurück, wo Ruhe und Wonne ihrer harrten, und auch Morheim, durch ihre Freundschaft aufgemuntert, seltener als sonst seinem unglücklichen Freunde und seiner That aufrichtige Thränen weihte.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

750

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wanderungen nach dem Schloße des Schreckens oder die unruhigen Nächte keine Wundergeschichte, doch eine Erzählung voll intressanter Szennen

Wien 1803

P.o.germ. 1555 kf
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10122718-8